

„Schöpfung“, „Natur“, „neue Kreatur“

Eberhard Hauschildt (Hg.)



Universität Bonn, Wintersemester 2021/22
(Bonner Universitätspredigten 8)

Bonner Universitätspredigten 8

Eberhard Hauschildt (Hg.): „Schöpfung“, „Natur“, „neue Kreatur“
Universität Bonn, Wintersemester 2021/22

Bonn, April 2022

Inhalt

<u>Schöpfung und Lebensaussichten: Pred 12,1-7</u>	6
Prof. Dr. Eberhard Hauschildt zum Semestereröffnungsgottesdienst, mit Bericht von einem Dialog mit Prof. Dr. Karin Holm-Müller, Lehrstuhl für Ressourcen- und Umweltökonomik, Landwirtschaftliche Fakultät Bonn 17. Oktober 2021, 20. Sonntag nach Trinitatis	
<u>„Ein Tag sagt's dem andern“: Ps 19</u>	15
WMA Dr. Katharina Opalka 24. Oktober 2021, 21. Sonntag nach Trinitatis	
<u>Wenn die Wälder über die Umkehr jubeln ...: Jes 44,21-23</u>	20
Prof. Dr. Eberhard Hauschildt 31. Oktober 2021, Reformationstag	
<u>Unterworfen und freie Schöpfung: Röm 8,18-25</u>	25
WMA Arndt Bialobrzeski 07. November 2021, drittletzter Sonntag des Kirchenjahres	
<u>Gericht über die Taten: 2. Kor 5,1-10</u>	31
Prof. Dr. Günter Röhser 14. November 2021, vorletzter Sonntag des Kirchenjahres	
<u>Neuer Himmel und neue Erde: Jes 65,17-19</u>	37
Stud. theol. Miriam Dorlaß 21. November 2021, Ewigkeitssonntag	
<u>Die Erde ist des Herrn: Ps 24</u>	42
Prof. Dr. Eberhard Hauschildt; Prof. Dr. Karin Holm-Müller 28. November 2021, 1. Advent	
<u>Wie beim Warten auf die kostbare Frucht der Erde: Jak 5,7-8</u>	48
WMA Ann-Kathrin Armbruster 05. Dezember 2021, 2. Advent	

Die nährnde Natur: Ps 104 **53**

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost
12. Dezember 2021, 3. Advent

Wolken, regnet Gerechtigkeit: Jes 45,4-8 **58**

Prof. Dr. Wolfram Kinzig
19. Dezember 2021, 4. Advent

Den Neuanfang feiern: Lk 2,1-10 **67**

Prof. Dr. Cornelia Richter; Prof. Dr. Eberhard Hauschildt
24. Dezember 2021, Heiligabend

„Jahresertrag: Durchwachsen?“: Mt 13,24-30 **72**

WMA Daniel Rossa
31. Dezember 2021, Altjahresabend, Silvester

„Wenn ich sehe die Himmel, ... was ist der Mensch?“: Ps 8 **77**

Studierendenpfarrer Michael Pues
09. Januar 2022, 1. Sonntag nach Epiphantias

Vor Augen die große Dürre: Jer 14,1-9 **80**

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt mit Studierenden des „Master of Ecumenical Studies“
16. Januar 2022, 2. Sonntag nach Epiphantias

„Solange die Erde steht“: Gen 8,22 **86**

Prof. Dr. Hermut Löhr
23. Januar 2022, 3. Sonntag nach Epiphantias

„Wir haben ... diesen Schatz in irdenen Gefäßen, ... aber wir verzagen nicht“:

2. Kor 4,6-10 **93**

Prof. Dr. Cornelia Richter zum Semesterschlussgottesdienst
30. Januar 2022, letzter Sonntag nach Epiphantias

Schöpfung und Lebensaussichten: Pred 12,1-7

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

mit Bericht von einem Dialog mit Prof. Dr. Karin Holm-Müller, Lehrstuhl für
Ressourcen- und Umweltökonomik, Landwirtschaftliche Fakultät Bonn

17. Oktober 2021, 20. Sonntag nach Trinitatis

Predigt im Semestereröffnungsgottesdienst

1 Denk an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe die bösen Tage kommen und die Jahre nahen, da du wirst sagen: „Sie gefallen mir nicht“; 2 ehe die Sonne und das Licht, der Mond und die Sterne finster werden und die Wolken wiederkommen nach dem Regen, – 3 zur Zeit, wenn die Hüter des Hauses zittern und die Starken sich krümmen und müßig stehen die Müllerinnen, weil es so wenige geworden sind, wenn finster werden, die durch die Fenster sehen, 4 wenn die Türen an der Gasse sich schließen, dass die Stimme der Mühle leise wird und sie sich hebt, wie wenn ein Vogel singt, und alle Töchter des Gesanges sich neigen; 5 wenn man vor Höhen sich fürchtet und sich ängstigt auf dem Wege, wenn der Mandelbaum blüht und die Heuschrecke sich belädt und die Kaper aufbricht; denn der Mensch fährt dahin, wo er ewig bleibt, und die Klageleute gehen umher auf der Gasse; – 6 ehe der silberne Strick zerreißt und die goldene Schale zerbricht und der Eimer zerschellt an der Quelle und das Rad zerbrochen in den Brunnen fällt. 7 Denn der Staub muss wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.

(Was für ein Predigttext!)

Ach, liebe Gemeinde, was für ein Predigttext, der an diesem Sonntag in den evangelisch-landeskirchlichen Gemeinden in Deutschland in dem 6-Jahre-Turnus dran ist, nach der 2018 revidierten Zusammenstellung der Texte. So ist dieser Abschnitt aus den Schriften des Alten Testaments neu dazugekommen und heute zum ersten Mal der im Lauf des Kirchenjahres vorgesehene Predigttext. Zu den Zeiten, die da angesprochen sind, heißt im Text: „Du wirst sagen: ‚Sie gefallen mir nicht.‘“ So ist es. Und wir sind auch müde geworden, zu reden über die letzten beiden Jahre und die letzten drei Semester. Sie haben uns in vielem nicht gefallen. Mit ihren – in den Bildern des Bibeltextes – „müßig stehende[n] Müllerinnen“, „zitternden Hütern des Hauses“ und „umhergehenden Klageleuten“.

Was für ein Predigttext auch für solche, die, wie nicht wenige unter uns, zur Altersgruppe der Ü60 gehören. Man merkt’s, so geht’s mir jedenfalls schon beim Frühstück samt Tabletteneinnahme: dein natürlicher Zerfallsprozess hat eingesetzt. Und die Biologie weist nach: eigentlich beginnt er schon ab 25.¹ Also auch da an die Zukunft denken, wenn nicht an den Gesundheitszustand im Alter,

¹ Z.B. <https://www.deutschlandfunknova.de/beitrag/biologisches-alter-ab-25-beginnt-der-verfall>

so doch an die Folgen gegenwärtiger Rentenpolitik etwa. In dem Predigttext über die Lebensaussichten mit seinen ausführlichen knallharten Beschreibungen vom Alter, die er enthält, hängt alles an dem allerersten Satz: „Denk an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe die bösen Tage kommen.“ (V. 1)

Dabei steht dieser Abschnitt im *Schlusskapitel* des Buchs Kohelet, als sein inhaltliches Schlusswort.² Die Schrift gehört zur Gruppe der Weisheitsbücher, ist Teil einer antiken Denkbewegung und setzt darin eigene Akzente.

Was für ein Einleitungssatz!

„Denk!“ Denk an die Zukunft. Denk auch an die zukünftigen bösen Tage!

Denk rechtzeitig – „in deiner Jugend“! Bereite dich vor!

Denk „an deinen Schöpfer“!

Gerade der Jugend wird das zugerufen. Denk und nimm in den Blick, was kommen wird! Und in diesen 2020er Jahren und nach diesem Jahr des Warnzeichens der überraschend heftigen Überflutungen direkt in unserer Nähe, da können wir gar nicht anders, als dass uns zu diesem Predigttext bei den zukünftigen bösen Tagen nicht nur die Sterblichkeit im Alter in den Sinn kommt, sondern auch der Klimawandel. Wir kennen bereits häufiger gewordenen Jahre von Hitze und, so in diesem Juli, von zerstörerischer Flut. Im Predigttext kommt der Regen auch vor (V. 2) und, wie „goldene Schalen“ oder menschengemachte „Räder“werke (V. 7) untergehen.

So habe ich fachliche Expertise von einer Kollegin aus unserer Universität angefragt, und sie bekommen von Prof.in Dr. Karin Holm-Müller, die einen Lehrstuhl für Ressourcen- und Umweltökonomik in der Landwirtschaftlichen Fakultät innehat. Leider kann sie heute nicht hier sein aus Termingründen, sie hat mir aber geschrieben in Bezug auf meine Fragen und daraus darf ich mit ihrer Erlaubnis zitieren.³ Sie war in der noch nicht lange zu Ende gegangenen Amtsperiode auch Prorektorin der Universität. Von 2008 bis 2016 war sie Mitglied und teils stellvertretende Vorsitzende des Sachverständigenrats für Umweltfragen, ein wissenschaftliches Beratungsgremium der Bundesregierung.

² Ab V. 9ff. folgt noch ein anders gelagertes Nachwort.

³ Karin Holm-Müller, Mail an Eberhard Hauschildt am 5.10.2021

(I. Denk!)

Denk! Denk aus der Perspektive der Jugend! Denk an die Jugend und deren Zukunft!

Denk nicht nur an die eigenen begrenzten gesundheitlichen Ressourcen, sondern auch an die begrenzten Umweltressourcen. Ich hatte Frau Holm-Müller dazu befragt. Das Thema in allen Details zu behandeln, würde eine ausführliche Diskussion verlangen und das Gottesdienstformat sprengen. Aber ich habe sie befragt als eine, die ja an die Zukunft denkt und dies gerade im Blick auf die natürlichen Ressourcen und auf eine umwelt- und folgebewusste Ökonomie. So stellte ich ihr die zugespitzte Frage, worin aus ihrer Perspektive die größten Chancen und worin die größten Risiken bestehen.

Sie hat mir klipp und klar geschrieben, worin für sie die Herausforderung liegt: *„Es wird alles darauf ankommen, ob es der Menschheit gelingt, gemeinsam einen anderen Weg einzuschlagen – einen Weg, bei dem wir unter Rücksichtnahme auf die Schwächsten mit den Ressourcen auskommen, die uns zur Verfügung stehen.“* Ich registriere: „unter Rücksichtnahme auf die Schwächsten“, sagt diese Ökonomin und denkt damit über die Grenzen einer puren Ökonomie im engen Sinne hinaus. Und zugleich fasst sie die Sache praktisch: „mit den Ressourcen auskommen, die uns zur Verfügung stehen.“ So weit, so sozial und wie haushälterisch gedacht, vernünftig wie menschenfreundlich. Aber in der Umsetzung, in der gesellschaftlichen Umsetzung einer globalen Herausforderung – wie sind da die Aussichten? Sie hat dazu Folgendes geschrieben:

„In der Ökonomie spricht man vom Trittbrettfahrerproblem, das wir sowohl zwischen Einzelpersonen als auch zwischen Staaten sehen und das es zu überwinden gilt: Wenn alle anderen die Straßenbahnfahrt bezahlen (und es keine Kontrollen gibt), dann ist es sehr verlockend, als Trittbrettfahrerin kostenlos mitzufahren. Wenn das aber alle tun, dann wird es überhaupt keine Straßenbahn geben, weil niemand für sie bezahlt.“

Und sie bezog das Ressourcenthema sofort auf diese Herausforderung:

„Das gilt genauso auch für das Klimaproblem. Wenn die anderen etwas tun, dann ist es sehr verlockend, selbst nichts zu tun. Wenn ich die Einzige wäre, die Anstrengungen unternimmt – in unserem Bild vorab ein Straßenbahnabo kaufe – dann würde das auch nicht reichen. Die Bahn fährt nicht und das Klima wird nicht gerettet. Ich habe die Kosten, sehe aber keinen Erfolg. Also kann ich es gleich bleiben lassen. Das passiert viel zu häufig.“

Was nun? Die soziale Ökonomin formuliert dazu eine praktische Prämisse klipp und klar:

„Hier hilft nur eine gemeinsame Verabredung, die dann auch bindend ist, damit alle sich beteiligen und wir dann auch Erfolge sehen. Das muss dann die nationale und

internationale Politik machen.“ Es braucht ein gesellschaftliches Bewusstsein dafür, das zu einem Willen auf der politischen Ebene führt. Sie konzidiert darüber hinaus: „Die Umsetzung ist immer noch schwierig genug“, um sofort hinzuzusetzen: „aber nur, wenn wir uns auf diesen Weg machen, wie es z.B. ‚Fridays for future‘ in so vielen Ländern fordert, dann haben wir überhaupt eine Chance, die ‚bösen Tage‘ abzuwenden.“ So die Einschätzung dieser Ökonomin.

(II. Denk an die Schöpfung!)

„Mit den Ressourcen auskommen“. „Zur Ressource“, so hat Frau Holm-Müller es definiert, „wird etwas erst dadurch [...], dass es zu einem Zweck eingesetzt werden kann.“ In der biblischen ersten der beiden Schöpfungsgeschichten wird die Erde auch präsentiert als ein Raum für die Menschen zur Nutzung: „[Gott] sprach (zum männlichen und weiblichen Menschen): Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und macht sie euch untertan und herrschet über [die Tiere und die Pflanzen] [...]“ (Gen 1,28). Es klingt fast wie ein Besitzerwechsel: die Schöpfung aus Gottes Hand nun in des Menschen Hand. Aber es bleibt: In den Gaben und Geschenken hat sich ein Geber ausgedrückt. Und es bleibt, dass wir auf sie angewiesen sind zum Überleben – zum Atmen und zum Essen. Ressourcen mit solcherart Gabe-Charakter sind besondere Ressourcen, anders als Selbstgemachtes.

Die Geschenke der Schöpfung zu nutzen und zu brauchen und dabei auch zu verbrauchen, ist da kein Problem, wo sie wieder nachwachsen. So bei allen Lebewesen auf der Erde der Fall. Aber wenn dieser Pfad verlassen wird, dann wird es kritischer. Kluge Landwirtschaft jedenfalls sollte nicht so handeln, dass auf Kosten des maximalen Gewinns jetzt der Boden, den man selbst zwar juristisch eindeutig besitzen mag, unfruchtbar wird. Und die Wälder in großem Stil bis auf den letzten Baum abzuholzen, rächt sich auch.

In der zweiten biblischen Schöpfungsgeschichte, der vom Paradies, wird den Menschen ein Auftrag mitgegeben und dies so erzählt. „Gott setzte den Menschen in den Garten, dass er ihn bebaute und bewahrte“ (Gen. 2,15). Bebauen und *Bewahren!* Für die Ackerbauweisheit hatte sich jahrhundertlang bewährt, als Mittel der Bewahrung Fruchtfolgen zu beachten, damit sich der Boden erholen kann. So wird bei diesem Umgang mit der Natur etwas beachtet, was sich auch in den internen Regelmäßigkeiten in vom Menschen ganz unbeeinflusster Natur findet: Kreisläufe. Natürliche Kreisläufe sind das, was das Leben auf der Erde ermöglichte. Behandle sie so, dass du ihren Kreislaufcharakter bewahrst.

Vielleicht sollte ich sagen: das *unterschied* die natürlichen Schöpfungsgaben von anderem. Denn seit der Moderne weicht der Mensch in großem Stil von dieser Weisheit von Anbau ab: etwa beim Abbau von sogenannten natürlichen

Rohstoffen wie etwa Kohle, Öl und den „besonderen Erden“ usw. Sie wachsen ja nicht nach. Das „in *großem* Stil“ ist das Problem. An dem Umgang mit den Rohstoffen wird das besonders deutlich. So hat der Sachverständigenrat für Umweltfragen der Bundesregierung in seinem Gutachten 2020 in einem weiten Sinne „Kreislaufwirtschaft“ empfohlen. Gilt das Bebauen und Bewahren jetzt also auch für die Wirtschaft, geht es vom Wirtschaftswachstum jetzt zur Kreislaufwirtschaft? So habe ich Frau Holm-Müller gefragt. In Ihrer Antwort hat sie zunächst einmal diese Beobachtung bestätigt. Und sie hat darauf hingewiesen: „Diese Forderung nach einem Übergang in eine Kreislaufwirtschaft ist schon recht alt. Wenn wir nur in der jüngeren Vergangenheit bleiben, sprach [der Wirtschaftswissenschaftler] Kenneth Boulding bereits in den [19]60er Jahren vom ‚Raumschiff Erde‘. Wir bekommen nur über die Sonne zusätzliche Energie. Ansonsten müssen wir mit dem auskommen, was wir haben.“

Und sie stellte klar: „Wenn der Sachverständigenrat von Kreislaufwirtschaft redet, dann spricht er allerdings nur von den natürlichen Ressourcen, die wir in den Wirtschaftsprozess einbringen, die wir verändern.“ Genauer, von dem, „was wir Rohstoffe nennen“. „Seine Forderung ist, alles zu tun, um möglichst wenig neue Rohstoffe in den Wirtschaftskreislauf [...] einzubringen. Weil sie [eben] endlich sind [...].“

Und es gibt einen zweiten Grund, so Holm-Müller: Nicht nur Rohstoffe sparen, „[w]eil sie endlich sind, [sondern] auch weil bei ihrer Gewinnung in aller Regel große Umweltschäden entstehen, viel Energie verbraucht wird.“ Damit ist der Blick auf materielle Folgekosten gelenkt. Und noch einen dritten Grund gibt es, einen faktischen, obwohl es nicht zwingend so sein müsste; er wird von Holm-Müller ebenfalls angesprochen: „[...] auch weil die Gewinnung häufig unter menschenunwürdigen Umständen geschieht“. Sie fasst den Rat des Beirats zusammen:

„Die Reduzierung des Ressourcenverbrauchs ist das Hauptziel und ist insofern weiter gefasst als reines Recycling; denn es kann zum Beispiel auch durch Verzicht auf Konsum erreicht werden. Dem Sachverständigenrat ist es gerade wichtig, dass Recycling nur ein Mittel, aber eben nicht das einzige ist, um möglichst wenig natürliche Ressourcen zu brauchen.“

Der Umweltrat argumentiert also auch mit den Umweltschäden und den sozialen Schäden. Mir fällt an dieser Stelle das Beispiel vom Trittbrettfahrertum wieder ein: ein Verhalten, das den eigenen Nutzen verfolgt und dabei auf Kosten anderer handelt. Sklavenhaltung und Leibeigenschaft waren das früher, wie gut, dass dieses Handeln durch kulturelle Ideen und politische Umsetzungen in seinen klassischen Formaten zurückgedrängt worden ist. Aber das Problem eines Wirtschaftens, das für sich den Nutzen beansprucht, die Kosten aber bei anderen

ablädt, das ist in anderer Form geblieben. Und daran, sich dieser Herausforderung angemessen zu stellen, hapert es nicht weniger als früher.

Die ökonomische Expertin schreibt zu den Aussagen des Sachverständigenrats von 2020 dies:

„Daran, dass dies [die Reduzierung des Ressourcenverbrauchs] eine Forderung ist, sieht man aber natürlich auch, dass es hier noch viel zu tun gibt und auch der politische Wille nicht immer vorhanden ist.“

Wie aber kommt es dann zu einer entsprechenden Willensbildung in der Gesellschaft? Hier fällt Holm-Müller eine Gestalt und Funktion von Religion ein: Sie leitet ihren Gedanken in ihrer Mail an mich mit den Worten ein:

„Ein Punkt, der mir eigentlich wichtig wäre, den ich in meinem Beitrag jetzt nicht untergebracht habe, auch weil es eher ihr Part ist, ist die potentielle Rolle der Religion bei der Überwindung des von mir dargestellten Trittbrettfahrerproblems.“

Ganz genau darum geht es: Wie kommen wir dazu, dass eine Kultur der Verantwortung für andere gestärkt wird?

Sie fährt mit dem Blick auf Religion fort und schreibt:

„Wenn etwas ein Tabu ist, dann ist es individuellen Kosten-Nutzen-Überlegungen entzogen. Religion hat früher solche Tabus gesetzt und auch durchgesetzt. Natürlich nicht immer nur zum Nutzen der Menschen. Aber eigentlich bräuchten wir so etwas.“

Nur, so gibt sie dann auch zu bedenken, Religion hat in einer säkularisierten Gesellschaft nicht mehr solche Möglichkeiten der Normendurchsetzung. Und wie bei den politischen Meinungen in Umweltfragen so auch bei religiösen Gruppen wird Verschiedenes vertreten.

In der Tat, so ist es. Weder argumentatives Expertentum noch religiös erhobene Verbote können das Trittbrettfahrertum beseitigen. Rationale, machtförmige oder auch emotionale Drohszenarien sind begrenzt. Sie hier im Gottesdienst zu wiederholen und als Lösung zu preisen, scheint auch mir nicht letztlich weiterzuführen. Es ist etwas anderes, wovon zu reden ich meine Aufgabe sehe. Und das lässt sich zusammenfassen in dem Ausgangssatz des Predigttextes von heute: „Denk an den Schöpfer.“

(III. Denk an den Schöpfer!)

„Denk [...] an den Schöpfer!“ (V. 1) Das lenkt den Blick auf das, was seit den 1980er Jahren bei der öffentlichen Wiederentdeckung der Rede von der Schöpfung durch Religiöse wie durch Nichtreligiöse bewusst oder auch kaum bewusst impliziert ist. Die Natur, das Raumschiff Erde, wird mit der Rede von der

„Schöpfung“ als Gabe erlebt, als Geschenk, als Wunder des Lebens. Die Natur in all ihrer Endlichkeit.

Der Ökonomin war in dem Predigttext etwas aufgefallen: nämlich wie in all den Versen des Predigttextes über den Lebensherbst des Alterns etwas anderes eingestreut ist, die „beladene Heuschrecke“ (V. 5). Und daneben auch der blühende Mandelbaum und die aufbrechende Kapernfrucht. Alles zusammen ein offensichtlicher Kontrast zum Blick des Menschen auf die eigene Vergänglichkeit. Aber Mandelbaum und Kapernfrucht sind nützlich für die Menschen, wieso dann noch die Heuschrecke? Als wieder negatives fettgefressenes Schadenstier? Oder meint die beladene Heuschrecke vielleicht die Vereinigung von Weibchen und aufsitzendem Männchen? Der Kontrast zum Blick des Menschen führt Holm-Müller dazu, eine zusätzliche Idee einzubringen: „Da sind wir [...] bei dem Eigenwert der Natur, der in Kosten-Nutzen-Rechnungen nicht einfließt“.

Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Diese Erfahrung beim Blick auf die Natur leuchtet ein. Nicht nur dass Menschen nicht unter eine Kosten-Nutzungs-Rechnung gestellt werden. Sondern es erschließt sich einem auch die Grenze einer puren Naturnutzung. Und das legt sich nahe und festigt sich bei der Rede vom Schöpfer. Holm-Müller formuliert es so:

„[...] wenn wir von einer Schöpfung sprechen, die eben von Gott geschaffen wurde, und das bitte nicht nur zu unserem Nutzen, dann muss es noch einen anderen Blickwinkel auf die belebte und unbelebte Natur geben.“

Das Gegebene, die Natur als Gabe, wird gesehen als Geschenk des Schöpfergotts, nicht allein als nützliches Geschenk auf Zeit, sondern als ein wunderschön anzuschauendes.

Bei der Zuschneidung dieses Predigttextes hat man sich in dem Gremium 2018 wohl doch davor gescheut, den Gemeinden auch noch den allerletzten Vers 8 dieses Abschnittes zuzumuten. Der lautet: „Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, ganz eitel.“ Ich nehme den Vers mit dazu und würde ihn uns so übersetzen: Es ist alles endlich, ist auf Zeit, was du Mensch in deiner Hand hast.“

Kreislauf des Lebens. Wir leben nicht nur vom Kreislauf des Lebens. Sondern wir selbst sind Teil dieses Kreislaufs. Das ist Gottes Gabe. Nur der Kreislauf erscheint als einer auf ewig – gemessen an den Zeiten menschlicher Zivilisation.

Das Leben leben als ein Geschenk *Gottes*. Das eröffnet dann noch andere Denkmöglichkeiten: Sie finden sich im Vers 7 des Predigttextes ausgedrückt: „Denn der Staub muss wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist,“ – das klingt fast genauso wie die Rede vom Kreislauf der Atome und Materie überhaupt. Doch der Vers geht noch anders weiter: „Denn der Staub muss wieder zur Erde

kommen, wie er gewesen ist, *und der Geist* [gemeint ist hier: der Lebensgeist; an eine unsterbliche Seele dachte damals niemand in Israel] *wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.*“

(IV. Vier Weisheiten)

Ich lese das alles nun insgesamt so, dass hier in Sachen Lebensaussichten beim Blick auf Schöpfung und Schöpfer viererlei Weisheiten wohltuend zusammenkommen:

1. *Weisheit*: Unser Leben erweist sich als eine geliehene Gabe – aus Erde und von Gott. Als eine Gabe auf Zeit. Leb es klug und verantwortlich: „Bebauen und bewahren“ im Kleinen und im Großen, im Privaten und im Öffentlichen, lokal und global; leb es dabei auch realistisch – von der Jugend an bis zum Alter samt dem Lebensende!

2. *Weisheit*: Leb das Leben auch in vollen Zügen und im Jetzt – davon war heut jetzt gar nicht die Rede gewesen. Bis vielleicht bei der Heuschrecke ... Aber Kohelet will keine Miesepetrigkeit und Krisenfixierung. Er redet denn auch an anderer Stelle vom Genuss zwischen Mann und Frau (9,9), und rät dazu, „alles, was dir vor die Hände kommt, zu tun“ (9,10). Und im Abschnitt direkt vor unserem zeigt er Positives so auf: „Man hält Mahlzeiten, um zu lachen und der Wein erfreut das Leben“ (11,19). Ein weiterer Vers spricht sich übrigens wohl auch gegen den Neid auf die Freude und das Glück anderer aus (11,20).

3. *Weisheit*: Leb dein Leben in Freude über die Schöpfung. Sie enthält doch weiterhin die Züge vom paradiesisch schönen Garten. Und das gilt übrigens auch für die erste Schöpfungsgeschichte, umso mehr, wenn man den da erzählten Schöpfungsvorgang in den Zeiträumen der Evolutionsentwicklung liest. Frau Holm-Müller hat das getan und dazu einen wundervollen Gedanken formuliert: „Er [der Schöpfer] freut sich ja über sein Werk schon lange, bevor der Mensch dazu kommt.“

Und die 4. *Weisheit*: Sie scheint mir am allertiefsten zu zeigen, was den *lebensfördernden* Unterschied ausmacht. Den Selbstbezug zu begrenzen, von sich selber auch abzusehen lernen und Rücksicht auf andere zu nehmen, die das brauchen.⁴ Ja noch mehr: Es geht um die *Kultivierung von Vertrauen* in andere, trotz aller Gegenerfahrungen. Und das heißt von Anfang an und als letzte Konsequenz: An den Schöpfer denken!

⁴ Vgl. auch Holm-Müller in ihrer ersten Antwort: „[...] unter Rücksichtnahme auf die Schwächsten mit den Ressourcen auskommen, die wir zur Verfügung haben“.

Leb das Leben im Vertrauen: aus Gottes Liebe bist du entstanden, in seine Hand kehrst du zurück. So lässt sich leben. Realistisch und idealistisch zugleich. In bösen wie in guten Tagen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Art von Vernunft, bewahre und bebaue unsere Herzen in Jesus Christus. Amen.

„Ein Tag sagt's dem andern“: Ps 19

WMA Dr. Katharina Opalka

24. Oktober 2021, 21. Sonntag nach Trinitatis

„Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“

Herzlich willkommen mit dem Wochenspruch zu dem zweiten Gottesdienst im Semester.

Wir sind in den Räumen der Schlosskirche, über uns die Deckenmauern, die den Blick auf den Himmel verschließen, an dem wir die Sterne jetzt am Tag auch eh nicht sehen könnten. Und doch: Wir stehen unter dem Sternenhimmel, die Sterne sind da, es ist nur zu hell, um sie zu sehen. Es gibt Apps, die einem anzeigen, welche Sterne in diesem Moment über einem in welcher Position am Himmel sind:

Dort über der Orgel...

Und hier...

In diesem Gottesdienst blicken wir mit Psalm 19 auf den bestirnten Himmel, und auf unsere Hoffnung auf Gerechtigkeit und eine Zukunft.

Wir feiern diesen Gottesdienst, im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Amen.

Psalm 19

2 Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk. 3 Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut's kund der andern, 4 ohne Sprache und ohne Worte; unhörbar ist ihre Stimme. 5 Ihr Schall geht aus in alle Lande und ihr Reden bis an die Enden der Welt. Er hat der Sonne ein Zelt am Himmel gemacht; / 6 sie geht heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich wie ein Held, zu laufen die Bahn. 7 Sie geht auf an einem Ende des Himmels / und läuft um bis wieder an sein Ende, und nichts bleibt vor ihrer Glut verborgen. 8 Das Gesetz des HERRN ist vollkommen und erquickt die Seele. Das Zeugnis des HERRN ist gewiss und macht die Unverständigen weise. 9 Die Befehle des HERRN sind richtig und erfreuen das Herz. Die Gebote des HERRN sind lauter und erleuchten die Augen. 10 Die Furcht des HERRN ist rein und bleibt ewiglich. Die Rechte des HERRN sind wahrhaftig, allesamt gerecht. 11 Sie sind köstlicher als Gold und viel feines Gold, sie sind süßer als Honig und Honigseim. 12 Auch lässt dein Knecht sich durch sie warnen; und wer sie hält, der hat großen Lohn. 13 Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Sünden! 14 Bewahre auch deinen Knecht vor den Stolzen, dass sie nicht über mich herrschen; so werde ich ohne

Tadel sein und unschuldig bleiben von großer Missetat. 15 Lass dir wohlgefallen die Rede meines Mundes / und das Gespräch meines Herzens vor dir, HERR, mein Fels und mein Erlöser. Amen.

Predigt zu Psalm 19⁵

Predigt Teil 1:

JP: *Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut's kund der andern.*

MG: *Lass dir wohlgefallen die Rede meines Mundes / und das Gespräch meines Herzens vor dir.*

KO: [Ansprache]

Es beginnt jetzt die Jahreszeit, in der man das Sternbild des Orion am Nachthimmel sehen kann, der „Jäger“, zusammen mit den Pleiaden, Sternbilder, die auch schon in der Bibel vorkommen: כֶּסֶל [Kesil] und כִּימָה [Kimah].

Die Pleiaden und der Orion gehören zu meinen Lieblingssternbildern, die ich gerne am Nachthimmel suche und mich jedes Mal über den ersten klaren Tag freue, an dem ich sie wiedersehen kann. Und Orion ist ein Sternbild, das immer für Überraschungen gut ist: Um Betelgeuze, den roten Superriesen an der Schulter des Orion, gab es im letzten Jahr Aufregung: Er „flackert“ immer mal wieder: Es ist fraglich, ob das schlicht daran liegt, dass es kosmische Verzerrungen gibt, oder ob wir gerade den „Sterbeprozess“ von Betelgeuze beobachten, in dem er zuerst zu einer Supernova wird – was man von der Erde mit bloßem Auge beobachten könnte, und was irgendwann demnächst geschehen wird – demnächst meint hier: Irgendwas zwischen morgen und in hunderttausend Jahren.

Eines meiner Lieblingsgedichte von W. H. Auden [das er als homosexueller Mann in den 1960er schreibt, als ein Mensch, dessen Liebe nach dem Gesetz im „Zeitalter der Angst“ nicht wirklich, nicht vollständig im Offenen stattfinden konnte] handelt von den Sternen, die Liebe, von dem, was man sagen kann, und was bleibt, wenn die Sterne ausgebrannt sind.

The more loving one

*Looking up at the stars, I know quite well
That, for all they care, I can go to hell,
But on earth indifference is the least
We have to dread from man or beast.*

⁵ Neben Katharina Opalka (KO) sprechen auch die Theologiestudierenden Jana Puschke (JP) und Marvin Gärtner (MG).

*How should we like it were stars to burn
With a passion for us we could not return?
If equal affection cannot be,
Let the more loving one be me.*

*Admirer as I think I am
Of stars that do not give a damn,
I cannot, now I see them, say
I missed one terribly all day.*

*Were all stars to disappear or die,
I should learn to look at an empty sky
And feel its total dark sublime,
Though this might take me a little time.*

W. H. Auden, Homage to Clio, 1960

In einer Weise ist das Gedicht mir zu einem Gebet geworden: Ich bleibe manchmal stehen und sage es auf, wenn ich mich unter einem Sternenhimmel stehend befinde: Im Sommer in Frankreich, wo Saturn und Venus den Nachthimmel zu beiden Seiten rahmen, im Winter auf dem Weg nach Sankt Augustin, unter Orion und Cassiopeia: „Looking up at the stars I know quite well“. Das Gedicht folgt dem Wechsel eines Psalms: Die Anklage, ob der Indifferenz der Sterne, der Sternen-Verlassenheit, die Bitte um eine – wenn auch abgründige – Gerechtigkeit: *let the more loving one be me* – und am Ende, die Hoffnung, dass trotz allem, auch dann, wenn alle Sterne verbrannt sind, man dennoch wieder den Nachthimmel ansehen kann: *„and feel it's total dark, sublime“*. *„Though it might take me a little while“*, es ist eine der gleichzeitig traurigsten und zuversichtlichsten Aussagen, die ich beten könnte.

JP: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut's kund der andern.“ Tag und Nacht, die Sonne sind in Psalm 19 nicht indifferent, nicht stumm, sie sprechen, antworten auf Ansprache, sind in ein Kommunikationsgeschehen eingebunden, erzählen einander. Es ist kein Psalm, in dem es um Gottverlassenheit geht, sondern alles ist durchdrungen von der Präsenz Gottes: Alles ist in die Hoffnung eingebunden, dass der nächste Tag kommt, von dem erzählt werden kann, dass die nächste Nacht und die nächsten Sterne entstehen und vergehen können. Die Menschen sind in dieses Geschehen eingestellt, in die Erzählung der Sterne, auch und selbst da, wo es sich nicht so anfühlt und der Himmel leer erscheint: Und doch: Selbst dann, *„were all the start to burn or die“*, selbst dann erzählt noch eine Nacht der anderen, selbst dann ist es möglich zu hoffen, zu hören: So *„it might take a little time“*.

Predigt Teil 2:

JP: Er hat der Sonne ein Zelt am Himmel gemacht; / sie geht heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich wie ein Held, zu laufen die Bahn. Sie geht auf an einem Ende des Himmels / und läuft um bis wieder an sein Ende, und nichts bleibt vor ihrer Glut verborgen.

KO: An diesem Wochenende findet in Bonn die FedCon statt, eine Convention, Versammlung von Fans von Science-Fiction-Serien und insbesondere der Serie Star Trek, Raumschiff Enterprise. Das erklärt dann möglicherweise auch die gelegentlichen Aliens am Wochenende in der Straßenbahn. [Ich habe selbst oft genug erfahren, wie einfach es ist, sich darüber lustig zu machen – auch wenn sehr viel Kreativität, Witz und künstlerisch-handwerkliches Geschick dazu gehören, die teilweise sehr aufwändigen Kostüme selbst herzustellen.] In diesen Treffen finde ich jedoch auch immer wieder eine Hoffnung ausgedrückt, eine Hoffnung, die an der Erzählung hängt, von der Star Trek (und andere Serien) handeln: Es ist ein Träumen von einer Zukunft, mit der unbedingten Haltung dahinter, dass die Menschheit besser sein kann – dass es nicht einfach irgendwie sein wird, sondern dass wir unsere Zukunft gestalten können – trotz aller Fehler und trotz alle dem, was schief gehen wird. Es sind Erzählungen, Science Fiction und einige dieser Erzählungen funktionieren besser als andere: Aber dahinter liegt die sehr reale Hoffnung und die sehr reale Haltung, sich eine Welt vorzustellen, sich diese Vorstellung zuzugestehen, von einer Zukunft, in der es – zumindest manchmal – gerechter zugeht. Ich glaube, dass man kaum von den Sternen oder von Wegen zu den Sternen erzählen kann, ohne von Hoffnungen zu sprechen. Wir stellen uns eine Zukunft vor und wir gestalten diese aus, weil wir sind und weil wir hoffen, dass wir in dieser Zukunft sein werden, „though it might take us a little while“.

Predigt Teil 3:

JP: Er hat der Sonne ein Zelt am Himmel gemacht.

MG: Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Sünden! Das Gesetz des HERRN ist vollkommen und erquickt die Seele. Das Zeugnis des HERRN ist gewiss und macht die Unverständigen weise. Die Befehle des HERRN sind richtig und erfreuen das Herz. Die Gebote des HERRN sind lauter und erleuchten die Augen. Die Furcht des HERRN ist rein und bleibt ewiglich. Die Rechte des HERRN sind wahrhaftig, allesamt gerecht. Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Sünden!

KO: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“ Mit diesen Worten beginnt der Philosoph Immanuel Kant den Schluss

seiner Kritik der praktischen Vernunft. „Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir“. Es sind poetische, schlicht schöne Worte, mit denen Kant seine Überlegungen dazu beschließt, was wir denken und wie wir handeln können.

Sie leiten über in die Überlegungen, was wir hoffen dürfen. Kant verweist darauf, dass wir uns diese Hoffnung nicht zu einfach machen dürfen. Der bestirnte Himmel und das moralische Gesetz können dazu verleiten, die Unsicherheit der Zukunft nicht auszuhalten: Die Erforschung der Sterne, so Kant, fing mit dem erhabenen Staunen an – und endet mit der Sterndeutung, mit dem Wunsch, dass die Sterne nicht indifferent sein mögen, dass die Sterne nicht indifferent meiner Zukunft gegenüber sein mögen. Die Moral fängt mit der Erforschung des Innersten, des Herzens an – und endet in der Schwärmerei. Auch im Staunen vor der äußeren und der inneren Welt, auch im Lob darüber, dass eine Zukunft vorgestellt werden kann, kann man nicht aufhören zu hinterfragen, in jeder Situation wieder und wieder neu, was Recht und was Gerechtigkeit ist – im Wissen darum, dass kein Mensch wissen kann, wie oft man fehlt.

Ich sehe im Psalm, im Gedicht von Auden, in den Erzählungen von den Reisen zu den Sternen, im Schluss der Praktischen Vernunft von Kant, einen ähnlichen Impuls, so unterschiedlich ein lobendes Gebet, ein Gedicht, eine Science-Fiction-Serie, und eine philosophische Abhandlung auch sein mögen. Ich sehe den Impuls, den Wunsch, dass man nicht aufgeben möchte: Weder vor der Größe des Kosmos, noch vor der Indifferenz der Sterne, noch vor der Welt so wie sie ist, sondern dass man weiter hoffen, weiter lieben möchte. Die Zukunft ist und bleibt unsicher. Aber solange man noch von Hoffnungen erzählen kann, solange ist die Zukunft und mein eigener Platz zwischen Tag und Nacht noch nicht aufgegeben. Alles ist in die Erzählung von einem Tag zum anderen, von einer Nacht zur nächsten eingebunden, auch die Menschen mit ihren Zukünften, – auch dann, wenn es sich im Moment nicht so anfühlt, wenn der Sternenhimmel still und indifferent erscheint.

JP: Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut's kund der andern, ohne Sprache und ohne Worte; unhörbar ist ihre Stimme. Ihr Schall geht aus in alle Lande und ihr Reden bis an die Enden der Welt.

MG: Lass dir wohlgefallen das Gespräch meines Herzens vor dir.

KO: Amen.

Wenn die Wälder über die Umkehr jubeln ...: Jes 44,21-23

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

31. Oktober 2021, Reformationstag

„Bedenke dies, Jakob und Israel: Mein Knecht bist du! Ich habe dich gebildet, ein Knecht für mich bist du. Israel, du wirst mir nicht vergessen werden! Ich habe wie eine Wolke dein Vergehen weggewischt, wie ein Gewölk deine Sünden. Kehre um, ich habe dich erlöst. Jubelt ihr Himmel: Ja, gehandelt hat Jahwe! Jauchzt, Tiefen der Erde! Brecht aus, Berge, in Jubel, Wald und jeder Baum in ihm: Ja, erlöst hat Jahwe Jakob und an Israel verherrlicht er sich.“⁶

(I. Das Wort des Evangeliums am Reformationstag)

Liebe Gemeinde,

in diesem Jahr fällt der Reformationstag auf den 22. Sonntag nach Trinitatis. Der für diesen Sonntag vorgesehene Predigttext stellt die Kernbotschaft der Reformation in den Mittelpunkt. Das eigentliche Evangelium, das besagt: Gottes Wort ist das Wort des Trosts und der Vergebung. Das gilt nicht nur für das Neue Testament, sondern auch für das Alte Testament. Und dass dies so ist, dafür ist die prominenteste Stelle in den Erzählungen vom Geschick des Volkes Israel die von der Rückkehr aus dem Exil. Im Buch des zweiten Jesaja ist dies die Botschaft: Gott hat vergeben.

In unserem Abschnitt aus dem Kapitel 44 wird es mit solchen Worten benannt, wie sie sich sonst nirgendwo in der Bibel finden: „Ich habe wie eine Wolke dein Vergehen weggewischt, wie ein Gewölk deine Sünden.“ (V. 22a-b) Mit einem Wisch – Gott kann das und Gott tut das. Was für eine Befreiung! Was für eine Erlösung!

Aber, so mögen wir uns wundern, es war doch vorher von Knechtschaft die Rede gewesen: „Bedenke dies, Jakob und Israel: Mein Knecht bist du! Ich habe dich gebildet, ein Knecht für mich bist du ...“ (V. 21a-c) Wir sind von Gott Abhängige. Das Menschenideal seit der Moderne ist freilich, eben unabhängig zu sein. Als Knecht will niemand mehr gerne bezeichnet werden. Und doch: sich selbst für ganz unabhängig zu halten, ist ja offenkundig ein Irrtum. Jeder Atemzug der Luft, auf die ich angewiesen bin, jedes Essen, das ich brauche, meine Geburt, die Wohltaten von Liebe und Freundschaft – sie alle beweisen das Gegenteil.

Der Prophet formulierte seine Gottesrede in einer Zeit, in der Knechtschaft ein ganz gängiges Sozialverhältnis war. Doch wie er Gottes Verhältnis zu den

⁶ Ulrich Berges, Jesaja 40-48 (Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament), Freiburg 2. Aufl. 2020 (zit. nach der 1. Auflage 2008)

Knechten beschreibt, weicht deutlich von den üblichen Knechtschaftsverhältnissen der Menschen ab. Er behandelt seinen Knecht Israel letztlich nicht wie einen bei ihm Eingefangenen. Sondern der Knecht ist einer, zu dem sein Gott sagt: „Israel, du wirst mir nicht vergessen werden!“ (V. 21d) Er ist solch ein Knecht, dem sein Gott ins Gewissen ruft: „Kehre um, ich habe dich erlöst.“ (V. 22c) Und ein Knecht, von dem es heißt: „Ja, erlöst hat Jahwe Jakob und an Israel verherrlicht er sich.“ Ein Gott, der zu sich selbst kommt, an und mit den Menschen, erlösend, vergebend.

Diese Gotteserkenntnis, diese Gotteserfahrung ist es, die zu Recht Evangelium genannt werden kann, Gottes Wirken zum Guten. Was für ein Glück, dass unseren Vorfahren der Reformation das deutlich geworden ist, dass sie es ernstgenommen haben und dass sie damit Kirchengeschichte geschrieben haben, ja Weltgeschichte geschrieben haben.

(II. Wenn die Wälder jubeln – und die Lektüre des Generalanzeigers)

Liebe Gemeinde,

die Gottesdienst- und Predigtreihe in diesem Semester steht unter dem Motto „Schöpfung“, „Natur“, „neue Kreatur“. Und das macht hellhörig für noch etwas in diesem für den heutigen Sonntag bestimmten Predigttext. Es ist dies, was noch hinzutritt und mit hineingeht in die hoffnungsvolle Botschaft vom erlösenden und vergebenden Gott.

Es ist der Vers: „Jubelt ihr Himmel: Ja, gehandelt hat Jahwe! Jauchzt, Tiefen der Erde! Brecht aus, Berge, in Jubel, Wald und jeder Baum in ihm: ...“ (V. 23a-d) Die Sterne am Himmelfirmament hatten wir am letzten Sonntag in der Predigt von Frau Opalka betrachtet. Das klingt hier mit an: „Jubelt, ihr Himmel“. Daneben geht der Blick auf die Berge und das Tiefland.⁷ Heute aber möchte ich den Blick darauf lenken, dass es heißt, so in der Lutherübersetzung von 2017: „Frohlocket mit Jauchzen, der Wald und alle Bäume darin!“

Was soll der Aufruf zum Jubel der Bäume und des Waldes? Was haben die Bäume zu sagen am Reformationstag? Sind sie mehr als eine naive Randnotiz aus der orientalischen Antike? Im Neuen Testament ist hingegen weit und breit von jubelnden Bäumen nichts zu hören und zu sehen. Ist es bei Jesaja mehr als ein poetischer Überschwang?

„Kehre um zu mir“, ruft Gott seinem geliebten Knecht zu, seinem Volk, und er ruft es mit der Globalisierung der Reichweite der Bibel und des Christentums

⁷ So die Übersetzung bei Berges.

allen Menschen zu. Und da jubelt die Schöpfung mit, es jauchzt die Natur: die Bäume des Waldes frohlocken. Die Wälder jauchzen darüber, dass der Ruf zur Umkehr und Trost und Vergebung erklingen – aus Gottes Mund.

Ach hätten sie doch heute auch Anlass zu jubeln, so ging es mir durch den Kopf, als ich gestern Morgen den Bonner Generalanzeiger aufschlug, und die Graphiken sah, mal wieder, Graphiken darüber, was zu erwarten ist an Lebensklima für die Bäume – und ja eben nicht nur für sie. Auch wenn die Bäume so clever waren, es frühzeitig angezeigt zu haben, schon damals beim Waldsterben vor 40 Jahren. Aber wir hatten gedacht, dass mit ein bisschen weniger saurem Regen sich die Sache erledigt hätte. Sie waren cleverer gewesen als meine Generation, mich eingeschlossen. Ach, wenn wir doch mehr Umkehr begangen hätten in Zeiten, wo es noch leichter gewesen wäre. Und genau heute, am Reformationstag, beginnt die 26. Klimakonferenz in Glasgow ...

Ich kann und will jetzt nicht, Schlaues zu sagen versuchen über die Klimakonferenz, und auch nicht die kleinen Ausführungen dazu aus dem Generalanzeiger wiederholen. Sondern ich bleibe bei den jubelnden Bäumen im Evangeliumstext des Jesaja.

Die Umkehr, von der Jesaja spricht, hat eine Vorgeschichte. Die Rückkehr aus dem Exil hat eine Vorgeschichte. Die einer vorausgegangenen politischen Katastrophe. Und das Jesajabuch, so wie es gewachsen ist, stellt ja die ganze Geschichte zusammen. Dort tauchen in Kapitel 10 auch schon die Bäume auf, innerhalb einer Gerichtsrede, die Wälder auch auf. Da heißt es über ein zu dem Zeitpunkt noch starkes Königtum:

„18 Und die Herrlichkeit seiner Wälder und Gärten soll zunichtewerden mit Stumpf und Stiel und wird vergehen und wie ein Verschmachtender dahinschwinden, 19 dass die Bäume seiner Wälder, die übrig bleiben, gezählt werden können und ein Knabe sie aufschreiben kann.“

So kann es kommen. Wälder, die nichts mehr zu jubeln haben. Dass es was zu jubeln gibt für die Wälder, das ist eben nicht selbstverständlich. In dem Kapitel ist auch davon die Rede, wie mutwillig die Bäume zerstört werden und wie das für die Menschen, die von den Bäumen guthatten, die Katastrophe ist, und da ist dann die Rede von Israel (V. 33f.).

Unser Verhältnis zu den Wäldern in Deutschland, Holz- und Papierpreise hin oder her, ist ein anderes. Wir stehen in der Tradition der Freude an der Schönheit des Waldes. Seit der Romantik sehen wir ihn so, den Wald; etwa mit der knorrigen originellen alten Eiche. Und da ist der Spaziergang der Städter ins Grüne. Oder der Blick aufs Siebengebirge, wie man es von Bonn aus sehen kann.

So scheint sich die Nutzung der Wälder einerseits und ihr Schönheitswert andererseits in getrennten Sphären zu bewegen. Und die meisten von uns, die kaum einen Wald besitzen werden oder in der Holzindustrie tätig sein werden, die wird dieser andere Zugang zum Wald ehrlich gesagt der wichtigere sein. Dass der Wald auch als Wasserspeicher dient und dass seine Blätter CO₂ und Methan abbauen, das haben wir dann zusätzlich von der Wissenschaft gelernt und tritt inzwischen auf der Wissensebene bei uns dazu.

Und wir sorgen uns um einzelne Platanen, so ebenfalls im Generalanzeiger vom Samstag zu lesen, für den Alten Friedhof, nicht weit von hier, weil eine Fußgänger- und Fahrradbrücke über die Bahngleise erneuert und dabei verbreitert werden soll und dafür das nötig erscheint. Und andererseits dies: Ich selbst ärgere mich zum Beispiel über den Baum, der vor meinem Einzug vor 20 Jahren in mein Einfamilien-Reihenhaus direkt davor auf öffentlichem Boden frisch gepflanzt worden war. Nicht nur dass ich im Oktober die Blätter wegkehren muss. Es ist auch ausgerechnet eine Linde mit klebrigen Knospen, noch klebrigerer Blütezeit, mit den kleinen gelben Flecken auf dem Lack meines Autos, das da steht, dann ein paar Wochen später auch noch die propellerartigen vetrockenten Fruchtstände, die in meinen Vorgarten herabfliegen.

Und dann lese ich auch noch gestern in der Zeitung, ich solle doch die Blätter liegen lassen in einer Ecke in meinem Garten für den Igel – der Igel besucht mich manchmal tatsächlich –, aber eine Laub-Ecke, die gibt es nicht in meinem Garten neben den Rosen und auch nicht hinter dem Fliederbusch, hinter dem es dann runtergeht zum Garten des Nachbarn.

All dies macht unser Verhältnis zu den Bäumen, ja zu der Natur überhaupt aus.

(III. Wenn Götzendienst die Wälder zerstört ...)

Bei den jubelnden Bäumen des Waldes gibt es für Jesaja noch einen anderen Zusammenhang. Scheinbar weit weg von unseren Erfahrungen. Der Wald jubelt auch darüber, dass es bei Jahwe anders ist als sonst. Das hängt damit zusammen, dass Jesaja auch eine Lebenspraxis der Antike mit Götzenkult im Blick hat. Und er kennzeichnet die Sache kurz vor unserem Predigttext so. Ich lese uns die Verse 13-19 aus dem gleichen Kapitel:

14 [Jesaja spricht vom Zimmermann, ich generalisiere:] „Er – [der Mensch] – haut Zedern ab und nimmt Kiefern und Eichen und wählt unter den Bäumen des Waldes. Er hatte Fichten gepflanzt und der Regen ließ sie wachsen. 15 Das gibt den Leuten Brennholz; davon nimmt er und wärmt sich; auch zündet er es an und bäckt Brot; aber daraus macht er auch einen Gott und betet's an; er macht einen Götzen daraus und kniet davor nieder. 16 Die eine Hälfte verbrennt er im Feuer, auf ihr brät er Fleisch und isst den Braten und sättigt sich, wärmt sich auch und spricht: Ah! Ich bin warm

geworden, ich spüre das Feuer. 17 Aber die andere Hälfte macht er zum Gott, dass es sein Götze sei, vor dem er kniet und niederfällt und betet und spricht: Errette mich, denn du bist mein Gott! 18 Sie wissen nichts und verstehen nichts; denn sie sind verblindet, dass ihre Augen nicht sehen und ihre Herzen nichts merken können. 19 Er kommt nicht zur Einsicht; keine Vernunft und kein Verstand ist da, dass er dächte: Ich habe die eine Hälfte mit Feuer verbrannt und habe auf den Kohlen Brot gebacken und Fleisch gebraten und gegessen, und sollte die andere Hälfte zum Götzen machen und sollte knien vor einem Klotz?

Jesaja kritisiert nicht das Nutzen der Ressource Wald, aber er kritisiert den sinnlosen Gebrauch für einen Götzendienst, bei dem der Wald verpulvert wird und wir als Menschheit Dinge tun, die weit hinausgehen über das, wozu uns der Schöpfer die Schöpfung gegeben hat. Es ist diese Art von Götzendienst, mit dem auch wir uns und den Kindern und Enkeln meiner Generation schaden – jeder weiß es doch inzwischen.

Und in dies hinein ruft uns der Predigttext erneut und anders, so wie er erneut und anders schon zur Reformation der Kirche vor über 500 Jahren unsere Vorväter und -mütter gerufen hat. Die Stimme der Hoffnung, die Jesaja sprechen lässt, ist hörbar, sie glaubt an die Möglichkeit der Aussöhnung der Menschen mit Gott, sie hört, dass Gott doch den ersten Schritt macht. Sie hört, wie schon die Bäume darum jubeln und sich freuen über die Umkehr. Und all dieses tut was mit mir, wenn ich die Zeitung lese in diesen Tagen.

21 Gedenke daran, Jakob, und du, Israel, denn du bist mein Knecht. Ich habe dich bereitet, dass du mein Knecht seist. Israel, ich vergesse dich nicht! 22 Ich tilge deine Missetat wie eine Wolke und deine Sünden wie den Nebel. Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich! 23 Jauchzet, ihr Himmel, denn der Herr hat's getan! Jubelt, ihr Tiefen der Erde! Ihr Berge, frohlocket mit Jauchzen, der Wald und alle Bäume darin! [...] der Herr hat Jakob erlöst, an Israel verherrlicht er sich.⁸

Und der Friede Gottes, der höher ist denn all unsere Unvernunft und Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen

⁸ Der Predigttext nach Luther 2017.

Unterworfen und freie Schöpfung: Röm 8,18-25

WMA Arndt Bialobrzeski

07. November 2021, drittletzter Sonntag des Kirchenjahres

Schriftlesung: Römer 8,18-25 (nach Luther 1984)

18 Denn ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll. 19 Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbart werden.

20 Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit – ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat –, doch auf Hoffnung; 21 denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. 22 Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und sich ängstet.

23 Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes. 24 Denn wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? 25 Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld.

Predigt zu Römer 8,18-25:

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

Eine Szene in Deutschland – von Bonn aus um die Ecke: „Idioten im Hambacher Forst – ketten sich an Bäume. Wollen die Welt retten. So ein Quatsch. Nun gut, die Polizei erledigt das. Trägt sie weg. Dann kann das Kohle-Baggern weitergehen. Irgendwoher muss ja der Strom kommen.“

Liebe Universitäts-Gemeinde, erinnern Sie sich noch?

Aktivisten protestierten vor einiger Zeit nahe Köln und wollten einen Wald vor der Abholzung retten, den Hambacher Forst. „Hambi bleibt“ war die Parole. Sie wollten den Braunkohleabbau stoppen. Den CO₂-Ausstoß von Deutschland verringern.

Wussten Sie, dass die Braunkohle-Kraftwerke nahe Köln zusammengenommen zu den größten CO₂-Dreckschleudern in Europa gehören? Wenn man von weitem herkommt und mit dem Auto nach Köln fährt, dann sehen die Einen von weitem den Dom. Die Anderen die Dampf Wolken, die aus den Kühltürmen der Kohlekraftwerke nahe Köln herauskommen. Welch ein Panorama!

Die einen jauchzen, wenn sie den Dom sehen. Von weitem. Erst recht, wenn sie ihm nahe sind. Aber wer freut sich schon über die Dampfwolken der Kühltürme, Spitzenerzeugnisse deutscher Ingenieurskunst? Wer ist glücklich über Garzweiler mit seinen riesigen Baggern, über ein riesiges Loch, in dem *die* Kohle aus dem Boden gekratzt wird, die uns ein kleines Feuer bereitet? Unsere Heizungen warm werden lässt, wenn wir nach Hause kommen? Unsere Fernsehgeräte antreibt, Telefonate ermöglicht, das Internet aufrechterhält?

So ungefähr muss man sich den Kontrast vorstellen, den Apostel Paulus, ein hochgebildeter Mann im Orient vor 2.000 Jahren, aufmachte: Hier das Schöne und Defizitäre, da das Schöne und Erhabene. Hier die leidende Kreatur, dort die Erlösung, von der er spricht.

Um den Predigttext von heute besser verstehen zu können, muss man sich folgende damalige Situation vergegenwärtigen: Das Christentum breitet sich vom Nahen Osten bis nach Europa aus, und das möchte er begleiten und supervidieren, auch in Rom. In seinem Brief an die Römer erklärt er in den ersten fünf Kapiteln das Evangelium von Jesus Christus, und in den folgenden drei Kapiteln beschreibt er die Wirkungen der Erlösung von der Sünde; dass die erlösende Wirkung nicht erst nach dem Tode einsetzt, sondern schon im Hier und Jetzt erfahrbar wird: In Kapitel 6 als Leben, das den Tod überwindet, aus der Taufe heraus. In Kapitel 7 als Leben in Freiheit mit dem verurteilenden Gesetz. Und in Kapitel 8 als Leben im Geist schon mitten in der Vergänglichkeit. Es geht jeweils um die anthropologische Frage – in christlicher Perspektive: Wie unterscheidet sich ein Mensch von seinen Mitmenschen, wenn er Christ wird? Zu was werden Christen eigentlich befähigt?⁹

Paulus schreibt (V. 18 und 19):

18 Denn ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll. 19 Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbart werden.

Hier spricht Paulus davon, dass mit dem Kommen Jesu eine neue Zeitrechnung begonnen hat. Kein New Age, keine New World Order, aber eine Zeitrechnung, in der Gott auf neue Weise wirksam wird, auch wenn es noch nicht für alle sichtbar ist. Die Natur wird als Resultat der Wirkung Gottes angesehen; Gott ist der Schöpfer, der Urgrund, aus dem alles Materielle hervorgeht. Es ist *seine* Schöpfung, in der aber etwas schief läuft, für alle sichtbar, und zwar „gehörig“ schief läuft. Wer genauer hinhört, kann das Seufzen hören. Menschen, genauso

⁹ Vgl. Michael Wolter: EKK. Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament. Der Brief an die Römer. Teilband 1: Röm 1-8, Neukirchen-Vluyn 2014, S. 71.

auch Christen, können noch so viel von Gott reden – die Umwelt *wartet* darauf, dass sich etwas tut, denn so kann es nicht weitergehen. Die *Ungeduld* ist groß.¹⁰ Es ist diese Art von Hellhörigkeit gegenüber dem Tod, gegenüber der verurteilenden Moral, gegenüber dem Seufzen über die Vergänglichkeit der Schöpfung, auf die uns Paulus hinweist – als Konstanten der Menschheit.

Und er schreibt weiter:

20 Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit – ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat –, doch auf Hoffnung; 21 denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. 22 Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und sich ängstet.

Die Umwelt, die Schöpfung, sie muss ganz schön viel *aushalten*, was sie nicht zu verantworten hat. Und – so ist uns immer deutlicher geworden – das beinhaltet auch das: Die Schöpfung und Umwelt muss aushalten, wie wir, die wir fruchtbar waren und uns so vermehrt haben auf dem Globus und industriell geworden sind, die Erde einfach nutzen, wie es uns gefällt. Als hätte sich nichts geändert. Wir sind inzwischen hineingeschlittert ins Anthropozän, in ein Zeitalter, wo der Mensch einen zentralen Einfluss auf die Umwelt hat. Der Einfluss des Menschen war und ist zuweilen ganz schön brutal.¹¹ Ja, nicht nur der Mensch ist vergänglich, sondern auch die Schöpfung. Auch sie möchte erlöst werden, wie die Christen in ein neues Zeitalter eintreten, erlöst von der eigenen Vergänglichkeit. Sie *leidet*, und sie *möchte* nicht mehr. Ihre *Geduld* ist am *Ende*.¹²

Vielleicht haben wir ja Glück und es ist weniger schlimm, als wir denken. Es heißt ja, Ökosysteme seien resilient. Beschädige man die Natur, werde sie sich schon irgendwie erholen und in einen guten Zustand zurückkehren. – Ja, die Erde wird die Menschen und ihr Anthropozän überleben – und die Natur kann auch ohne die Menschen *irgendwie* weiterleben.

Das Problem ist: Nehmen die Schädigungen überhand, wird der Bogen überspannt, dann entstehen schlimme Domino-Effekte – für die Menschen, aber auch für die Vielfalt an Tieren und Pflanzen. Wissenschaftler und Naturschützerinnen warnen vor den sog. Kippunkten, auf Englisch auch „tipping points“ genannt. Viele von uns kennen davon die drei dramatischsten Entwicklungen¹³:

¹⁰ Vgl. Wolter 2014, S. 502-510.

¹¹ Man denke nur an die Beschreibungen menschlicher Grausamkeiten gegenüber Mensch und Natur in dem Buch: Yuval Noah Harari: Eine kurze Geschichte der Menschheit, München 2019.

¹² Vgl. Wolter 2014, S. 510-516.

¹³ Vgl. <https://www.pik-potsdam.de/de/produkte/infothek/kippelemente/kippelemente> Zugriff: 05.11.2021

1. Das Schmelzen von Eis und Schnee, sodass die warmen Sonnenstrahlen nicht vom weißen Eis und Schnee ins All zurückgeschickt werden, sondern vom dunklen Wasser geschluckt werden und das Meer aufheizen. 2. Die Verlangsamung des Golfstroms, der uns hier in Europa bisher mit milder Wärme und frischer Luft versorgt. Demnächst aber auch Hitzephasen und Sturzfluten mit sich bringt. 3. Die Abholzung der Urwälder, z.B. im Amazonasgebiet. Sie sind die grünen Lungen der Erde, produzieren lebenswichtigen Sauerstoff, und fischen viel schädliches CO₂ aus der Luft. Sind sie einmal abgeholzt, fällt diese grüne Lunge der Erde aus. Ein Organversagen, mit irreversiblen Schädigungen. Kippunkte lassen sich gut mit einer Tasse Kaffee vergleichen. Schieben wir die Tasse über den Tischrand, wird es gefährlich. Es kommt irgendwann der Punkt, wo sie fällt.¹⁴ Wir können uns einen neuen Kaffee brühen und eine andere Tasse kaufen – bei unserer Erde ist das nicht möglich.

Und nun? Paulus schreibt weiter:

23 Nicht allein aber sie [=die Schöpfung], sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes. 24 Denn wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? 25 Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld.

Paulus erklärt den Christen in Rom, was mit ihnen passiert ist, als sie zum Glauben kamen: Ihr Geist wurde erneuert. Sie haben eine Art spirituelle Kehrtwende vollzogen, denn Gott hat sich Ihnen zugewandt, und sie haben das gespürt. Sie erlebten einen Vorgeschmack auf das, was noch kommt, wenn sich die heilsame Wirkung Gottes voll entfalten wird. Doch er sagt auch: Es wird jetzt nicht auf Knopfdruck *alles* besser. Denn wir leiden immer noch. Auch die Natur leidet. Wir *alle* leiden, wir sitzen *alle* in demselben Boot. Doch es gibt Hoffnung, es gibt Erlösung, auch für die Schöpfung, die Natur mit all ihren Kreaturen.

Doch was machen wir, wenn es mal wieder länger dauert? Die Erlösung für alle auf sich warten lässt? Die große Frage ist doch: Was gibt uns denn die Hoffnung, auszuharren, nicht zu verzagen, sondern mutig die Situation zu gestalten? Paulus erinnert hier an die *Erstlingsgabe des Geistes*. Die Erstlingsgabe ist eine Metapher der damaligen Zeit. Sie beschreibt eine damals vertraute rituelle Praxis: Die Menschen in der Landwirtschaft übergeben einen Erstertrag der Ernte an Gott, brachten diesen in den Tempel. Ein Signal dafür, dass die Ernte begonnen hat, ein Vorgeschmack auf das, was kommt. Mit der christlichen

¹⁴ Vgl. <https://www.quarks.de/umwelt/klimawandel/diese-4-kippelemente-beschleunigen-die-klimaerwaermung/> Zugriff: 05.11.2021

Erstlingsgabe meint Paulus den Beginn einer neuen Zeit, in der der Heilige Geist, eine von Gott bewirkte Kraft die Natur des Menschen überformen kann, sie überflügeln kann. Wie ein Propeller, der die Schwerkraft aushebelt. Es ist die Auferstehungskraft Jesu, die uns vermittelt wird und uns erlösen kann. Der Geist Gottes, der uns in die Lage versetzt, auszuhalten und zu gestalten. Das ist die gute Nachricht des Paulus: Sollte sich jemand als Opfer fühlen, oder ständig klagen – dann gibt es guten Grund, aus diesem Habitus aussteigen. Wir müssen nicht länger Opfer bleiben, wir brauchen uns nicht damit abzugeben, die Hände nur in den Schoß zu legen. Der Geist Gottes zeigt uns, dass wir agieren können und sollen, und haben wir doch begründete Hoffnung, dass Erlösung kommen wird. Erlösung von was? Erlösung von Gebrechen. Heilwerden, oder zumindest einen neuen Umgang finden mit den eigenen körperlichen Leiden. Erlösung von dem Bösen. Z.B. einem Übermaß an Egoismus, oder anderen Dingen, die das Leben in einer Gemeinschaft so schwer machen.

Ob es uns passt oder nicht: Wir erleben eine Zeit, in der die Zeitungen voll sind mit dramatischen Artikeln über den Zustand der Erde. In Glasgow beraten gerade die Delegationen vieler Länder darüber, wie der Klimawandel begrenzt werden kann. Auch christliche Gruppen rufen zum Handeln. Manchmal wird dabei unser Text als Grundlage einer christlichen Umweltethik in Anspruch genommen. Es mehren sich die Stimmen derer in der Gesellschaft wie in der Kirche, die einen entschiedenen Wandel für nötig halten. Und es gibt auch die, in Gesellschaft wie in Kirche, denen das alles als ein übertriebenes Katastrophisieren erscheint.

Wenn wir auf Paulus schauen, dann hören wir: Auch wenn wir Kummer haben mit den Zuständen unserer Zeit, haben wir die Möglichkeit bekommen, unser Denken, Fühlen und Handeln durch den Heiligen Geist bestimmen zu lassen. Offen zu werden für Gottes Wirken, und dadurch offen werden für das, was wichtig ist.

Ja, es gibt Herausforderungen, die wir bewältigen müssen als Gesellschaft, auch als europäische Gesellschaft, die wir doch die Demokratie und die Industrialisierung erfunden haben. Herausforderungen, die heute zu *Aufgaben* der Menschheit geworden sind. Gesetze und Technologien sind dabei wichtig. Die viel zu ahnungslosen Gesetze gehören auf den Prüfstand, die viel zu unbeachtete Technologien brauchen Förderung und Entwicklung. Aber, mir scheint: Was wir noch viel grundsätzlicher brauchen ist das Wollen. Es ist der Geist, in dem das gute Tun und das gute Lassen geschieht; es ist ein neuer Geist. Ein Geist voller *Geduld* mit dem, was wir nicht ändern können, und zugleich voller *Ungeduld* mit dem, was wir verändern können. Aushalten und Gestalten.

Dieses Doppel von Aushalten und Gestalt hat eine Geisteshaltung, die in Hoffnung wurzelt. Was kann diese Hoffnung nähren? Es ist etwas, worauf Paulus seinen Brief an dieser Stelle hinauslaufen lässt:

„Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? [...] Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch irgendeine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.“ (Verse 35a und 38f.)

In diesem Geist sind wir gerufen – zum Aushalten und Gestalten.

Und der Friede Gottes, der höher ist alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen

Gericht über die Taten: 2. Kor 5,1-10

Prof. Dr. Günter Röhser

14. November 2021, vorletzter Sonntag des Kirchenjahres

„Denn wir wissen: Wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. 2 Denn darum seufzen wir auch und sehnen uns danach, dass wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden, 3 weil wir dann bekleidet und nicht nackt befunden werden. 4 Denn solange wir in dieser Hütte sind, seufzen wir und sind beschwert, weil wir lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen, damit das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben. 5 Der uns aber dazu bereitet hat, das ist Gott, der uns als Unterpfand den Geist gegeben hat. 6 So sind wir denn allezeit getrost und wissen: Solange wir im Leibe wohnen, weil wir fern von dem Herrn; 7 denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. 8 Wir sind aber getrost und begehren sehr, den Leib zu verlassen und daheim zu sein bei dem Herrn. 9 Darum setzen wir auch unsre Ehre darein, ob wir daheim sind oder in der Fremde, dass wir ihm wohlgefallen. 10 Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf dass ein jeder empfangen nach dem, was er getan hat im Leib, es sei gut oder böse.“

Liebe Gemeinde,

ich habe unseren Predigttext bewusst langsam und betont vorgetragen, weil er eine solche Fülle an emotional besetzten Bildern und Begriffen enthält, dass man sie beim ersten Hören kaum aufnehmen und verarbeiten kann. In der ersten Hälfte der Verse schildert Paulus so etwas wie seine persönliche Jenseitserwartung, in der zweiten Hälfte kommt er deutlicher auf die gegenwärtige Herausforderung zu sprechen, in der er sich befindet, und was ihn dabei motiviert und antreibt.

Um mit dem Letzteren zu beginnen: Der zweite Korintherbrief ist in Teilen davon bestimmt, dass sich fremde Missionare in der Gemeinde aufhalten, die die lauterer Absichten des Paulus in Zweifel ziehen. Und ob er denn überhaupt ein richtiger Apostel sei. Dagegen verwahrt sich Paulus energisch: Er setzt alles daran, Christus zu gefallen, weil er sich doch künftig vor ihm verantworten muss. Und in diesem Zusammenhang lässt Paulus die Gemeinde an seiner Zukunftsgewissheit teilhaben. Er schildert, was für ihn auf dem Spiel steht und was er zu verlieren hat, wenn er sich nicht verantwortungsbewusst verhält. Es ist also weithin ein apostolisches Wir, es ist eigentlich das „Ich“ des Paulus, das sich in diesem Briefabschnitt äußert. Aber es ist natürlich offen für ein umfassend christliches „wir alle“ (V. 10), und so kann dieser Text auch uns einladen, an den Emotionen und Hoffnungen des Apostels im Blick auf Tod und Sterben teilzuhaben. Und so ist dieser Text als Predigttext auch an das Ende des Kirchenjahres geraten.

Der heutige Volkstrauertag liefert einen Teil des Bildmaterials für die Hinfälligkeit und Verfallszeit des Lebens. Auch wenn es im Text nicht um die vorsätzliche kriegerische Zerstörung von Häusern geht, sondern um den normalen Verfallsprozess des Lebens, so spricht Paulus doch davon, dass „unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird“. Statt „Hütte“ kann man auch mit „Zelt“ übersetzen – eine ziemlich respektlose Bezeichnung für die menschliche Daseinsform: nichts Festes und Zuverlässiges, sondern eine nur vorübergehende „Behausung“, wo man sich nur bedingt wohlfühlt und die jederzeit abgebrochen werden kann. Das Wort für „abgebrochen werden“ hat einen ziemlich gewalttätigen Klang und kann auch „aufgelöst, zerstört werden“ bedeuten. Paulus erweist sich hier wieder einmal als der große Realist in der Beschreibung menschlicher Existenz: Den sog. sanften, natürlichen Tod nach einem prall gefüllten, gesunden und vitalen Leben gibt es für ihn nicht; er ist auch aufs Ganze gesehen eher die Ausnahme. Wir wissen es selber: Leid und Schmerzen bleiben nicht aus, körperliche Einschränkungen nehmen im Laufe des Lebens zu, der Medikamentenverbrauch steigt, wir bauen mehr und mehr ab (auch in dieser Redeweise liegt das Bild vom Haus für die menschliche Existenz zugrunde), das Ende kommt unaufhaltsam näher. Und deshalb kann es sein, dass wir seufzen müssen, solange wir in dieser Hütte, in diesem Zelt unterwegs sind, dass wir das Leben beschwerlich finden und wir uns sehnen nach der himmlischen Zukunft. Es ist aber kein verzweifertes, kein hoffnungsloses Seufzen und Stöhnen, welches Paulus hier artikuliert, sondern eines, welches um die himmlische Zukunft weiß und sich nach ihr sehnt.

Und an dieser Stelle bietet nun Paulus drei verschiedene Bilder und Metaphern auf, die nebeneinanderstehen und ineinander übergehen und die eines gemeinsam haben: Sie wollen eine tiefe emotionale Geborgenheit vermitteln. Von ihnen geht gleichsam ein Wärmestrom aus, weil sie von der Gewissheit getragen sind: Unser sterbliches, hinfälliges und schwaches Dasein soll nicht vom Tod, sondern vom Leben verschlungen, und d.h. ganz und gar ins Leben hineinverwandelt werden.

Das erste Bild ist dasjenige vom Himmelshaus, vom himmlischen Tempel. Normalerweise wird bei Paulus der einzelne Christusgläubige oder die ganze Gemeinde als Tempel und als Wohnort des heiligen Geistes bezeichnet. Hier scheint das Himmelshaus, in dem wir wohnen werden, ein Bild für unsere künftige Existenz zu sein. Vor Jahrzehnten gab es mal den Werbeslogan einer Bausparkasse: „Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.“ Und die ARD-Themenwoche „Stadt.Land.Wandel“ stellte in dieser Woche die Frage: „Wo ist die Zukunft zu Hause?“ So könnte man tatsächlich auch die Eingangsverse unseres Predigttextes überschreiben. Der Slogan trifft den Nagel auf den Kopf. Neidlos muss man anerkennen, dass er genau dieselbe Wirkung auslösen soll und kann

wie die Verwendung bei Paulus: Wir sollen nicht nur allgemein eine Zukunft haben, sondern wir sollen mit unseren gesamten Hoffnungen und Sehnsüchten irgendwo ankommen, wo wir uns geborgen, eben zu Hause fühlen können.

Daneben tritt ein anderes, ebenso starkes Bild: Wir sollen mit diesem himmlischen Zuhause überkleidet werden; wir werden es überziehen wie ein Gewand. Das Überkleiden und das Gewand kann man geradezu körperlich spüren, wie es wärmt und wie es einhüllt. Und das Gegenbild ist emotional genauso stark: Paulus möchte, wenn sein irdisches Zelt abgebrochen wird, nicht nackt dastehen. Schon das Wort lässt uns im Deutschen frieren und schauern. Ich assoziiere es mit Bloßgestellt-Werden, Ausgesetzt-Sein, Hilflosigkeit, Unwohlsein. Für die Gemeinde in der griechischen Sportstadt Korinth mit ihren Isthmischen Spielen mag das Wort (griech. *gymnos*) nicht so negativ geklungen haben wie für einen Juden wie Paulus, für den die griechische Nacktkörperkultur auch immer etwas von Heidentum und Gottesferne an sich hatte. Deswegen ist es für ihn umso wichtiger zu versichern: Nackt ausgezogen zu werden, vor Gott nackt dazustehen und sich schämen zu müssen wie Adam und Eva im Garten Eden – das wird mir nicht passieren; denn ich bin kein „nobody“, kein „Nicht-Leib“, kein „Niemand“¹⁵; ich habe eine ewige Behausung und Bekleidung im Himmel.

Und schließlich das dritte Bild: Fremde und Heimat. Solange wir im irdischen Leben beheimatet sind, sind wir fern von Christus in der Fremde. Erst im Sterben erreichen wir unsere Heimat beim Herrn. Das ist das bekannteste und geläufigste aller Bilder in unserem Text. Wir haben es in zahllosen Traueranzeigen gelesen: heimgegangen zu Gott, Ruhe gefunden im Vaterland, oder ähnlich.

So langsam beschleicht uns aber ein ungutes Gefühl, liebe Gemeinde, und Sie fragen sich vielleicht: Wie soll ich mir denn das eigentlich vorstellen – nackt sein im Tode (denn damit ist ja nicht der nackte Leichnam, sondern eine existenzielle Befindlichkeit gemeint). Und wie kann ein Gebäude wie das Himmelshaus gleichzeitig ein Gewand sein? Und es ist ja auch gar kein Haus und kein Gewand gemeint, sondern wiederum eine existenzielle Befindlichkeit. Und ist nicht das Bild von der himmlischen Heimat nicht von jeher eines der verhängnisvollsten, weil es die Vertröstung ins Jenseits unterstützt und von den Aufgaben in *diesem* Leben ablenkt? – Ja, in der Tat: Auf den ersten Blick passt das alles wirklich nicht zusammen! Aber wir betreten hier die terra incognita des Glaubens, oder mit den Worten des Paulus: Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen (V 7). Die ganze Zukunft, die wir bisher beschrieben haben, ist unsichtbar. Paulus

¹⁵ M. Vogel, Warum „nicht nackt“? Sozialanthropologische Erwägungen zu 2 Kor 5,3, in: FS K. Berger, 2000, 447-463, hier: 460.

beschreibt das Unsichtbare mit Bildern, die etwas Sichtbares bezeichnen. Schon dieses Paradox sollte uns davor warnen, diese Bilder allzu wörtlich zu nehmen. Das strapaziert nicht nur unser Vorstellungsvermögen, sondern entspricht auch nicht der Absicht des Paulus: Er will nicht eine Lehre vom Jenseits oder von einem Zwischenzustand zwischen Tod und künftigem Gericht entfalten (wie man unseren Text oft verstanden hat), sondern er verteidigt sich gegen Vorwürfe, die ihn persönlich betroffen und getroffen haben. Und deswegen gibt er der Gemeinde Einblick in seine Gefühlswelt, seine Hoffnungen und seine Sehnsüchte. Aber auf der anderen Seite merken wir auch: Das geht gar nicht ohne Bilder. Wie soll man das Unsichtbare und Ungreifbare anders in Worte fassen? Deswegen ist es wichtig, dass wir diese Bilder haben – Bilder von Sehnsucht und Geborgenheit –, wir sollten aber kein „festes Lehrgebäude“ (wieder so ein Bild!) daraus errichten.

Von *einem* Vorwurf können wir Paulus aber schnell und leicht entlasten: von demjenigen der Jenseitsvertröstung. Ganz abwegig ist er zwar nicht: Schlägt man unsere Lutherbibel auf, so findet man als Überschrift über unserem Textabschnitt: „Sehnsucht nach der himmlischen Heimat“. Aber das trifft nur einen Teil der Verse, und die Sinnspitze des ganzen Abschnittes verfehlt diese Überschrift ganz und gar. Denn Paulus endet mit der Versicherung, dass er alles dareinsetze, Christus wohlzugefallen, und er erinnert an das künftige Erscheinen aller Gläubigen vor dem Gericht Christi, „auf dass ein jeder empfangen nach dem, was er getan hat im Leib, es sei gut oder böse“ (V. 10). Für Paulus ist es selbstverständlich, dass ein christusgläubiger Mensch ein verantwortliches Leben vor Gott und den Menschen zu führen hat und dass er das auch kann. Spätere Fragen, ob man sich mit seinen Taten das Heil erwerben kann oder nicht, liegen Paulus völlig fern. Für ihn ist entscheidend, dass er mit den Taten – nach seinem Ausflug in die Welt des Unsichtbaren – wieder im sichtbaren irdischen Leben ankommt, und damit bei seiner Verantwortung und bei seinen konkreten Taten als Apostel der Gemeinde von Korinth. Daran will er gemessen werden, darauf will er sich ansprechen lassen – von Christus und den Menschen. Und dann hat er nichts zu befürchten. Also keine Rede davon, sich angesichts der Sehnsucht nach dem Himmel vor der Verantwortung drücken zu wollen – ganz im Gegenteil: Ich habe mehr gearbeitet und gelitten als alle anderen, so sagt er später im Brief (11,23ff.).

Damit bin ich bei einem letzten Punkt, und der bringt mich auch zu der Frage, was dieser Text mit dem Thema unserer Predigtreihe zu tun hat („Schöpfung – Natur – neue Kreatur“). Ich will es einmal so formulieren: Unser Seufzen und Sehnen, unser Leid und unsere Schmerzen, solange wir in „dieser Hütte“ sind, sind ebenso „leibhaftig“ wie unsere Taten. Und ebenso „leibhaftig“ soll auch unsere künftige Existenz sein, in der nämlich unsere Schmerzen beseitigt und wir

samt unseren Taten Bestand haben werden. Nichts und niemand ist verloren; unsere gesamte Existenz als Christinnen und Christen wird bewahrt, verwandelt und erneuert. Und wenn wir noch einmal die genannten Bildwelten durchgehen, dann zeigt sich der entscheidende Beitrag unseres Predigttextes zum Thema „neue Schöpfung“: Die neue Schöpfung, die neue Leibhaftigkeit ist eine gemeinschaftliche, eine soziale und kommunikative Angelegenheit. Paulus beschreibt die Zukunft nicht als einen Zustand isolierter Seelen oder Individuen und auch nicht als ein mystisches Aufgehen in dem All-Einen, sondern als eine differenzierte Gemeinschaft von Zusammengehörigen. Das Gewand ist von der Antike bis in die Neuzeit viel mehr noch als wir das heute empfinden, ein Statusindikator; es zeigt die soziale Stellung an und verschafft Ansehen und Ehre („Kleider machen Leute“), und die sind im Himmelshaus für alle gleich! Umgekehrt bedeutet Nackt-Sein sowohl genau dieses Unbehaust- und Isoliert-Sein des Einzelnen als auch Scham und Schande vor Gott und den anderen, nach außen hin; und beides – die Isolierung und die Schande – bleibt Paulus erspart, weil er eben nicht *ent-*, sondern *überkleidet* werden will und sich dementsprechend verhält. Und das Daheim-Sein bei dem Herrn bedeutet ein Ende der Unsichtbarkeit, die direkte Begegnung und echte Wahrnehmung Jesu Christi. Neue Schöpfung ist also unverstellte und authentische Gemeinschaft der Zusammengehörigen, die jetzt schon beginnt, und diese Zusammengehörigen sind Christus und seine Gläubigen, ja sogar – wie wir aus dem Predigttext des vergangenen Sonntags aus Röm 8 erfahren haben – die gesamte geschaffene Natur, die dann ebenfalls nichts anderes sein wird als ein differenziertes Netzwerk von Zusammengehörigen – keine Ansammlung isolierter Wesen. Das ist ein großes, ein kühnes, ja utopisches Hoffnungsbild; aber nichts Geringeres müssen wir bewahren und weitergeben als die christliche Hoffnung für unsere ganze bedrohte Welt.

Letzte Frage: Woher „weiß“ Paulus das alles, was er doch noch nie gesehen oder erfahren hat? Auch hier kann ich an die Predigt vom vergangenen Sonntag anknüpfen. Denn auch im Text aus dem Römerbrief findet sich dieselbe Rede wie hier von dem Geist, den Gott uns als Unterpfand, als Angeld gegeben hat. Will sagen: Wenn das nur so weitergeht, was unter euch angefangen hat, wenn das neue Leben im Glauben, das ihr schon geschmeckt und erfahren habt, sich immer wieder von neuem durchsetzt und erneuert, dann mündet es ganz von selbst ein in die umfassend erneuerte Schöpfung. Denn Gott hat es versprochen; er ist es, der euch durch seinen Geist dazu bereitet und zu dieser Hoffnung motiviert hat. Und daraus fließen dann die Bilder vom ewigen Zuhause, vom künftigen Gewand und von der himmlischen Heimat wie von selbst. Um dann am Ende wieder bei der Verantwortung für das konkrete Tun und beim Gericht über die Taten anzukommen. Doch das sollte uns nach dieser Flut von Bildern der Geborgenheit und des Wärmestroms nicht mehr schrecken oder besorgt machen, sondern

vielmehr von ihnen getragen getrost und beschwingt ans Werk und auch in die neue Woche gehen lassen.

Und wenn Ihnen diese Bilderflut etwas zu überschwänglich erscheint, dann empfehle ich Ihnen das folgende Lied (EG 382): „Ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr.“ Es enthält ebenfalls eine Flut von Zukunftsbildern, aber deutlich gebrochener und näher an unserer Sprache als der Paulustext. Vor allem werden sie skeptisch fragend vorgetragen. Dafür ist hier bei Paulus, der der Gemeinde sein Herz öffnet und seine Sehnsucht offenbart, kein Platz. Aber das Lied kann uns ein weiteres Mal zeigen, wie sehr wir diese Sprache der Hoffnung brauchen – gerade inmitten unseres Alltags. Wir haben sie so nötig wie unser täglich Brot.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus bewahren. Amen.

Neuer Himmel und neue Erde: Jes 65,17-19

Stud. theol. Miriam Dorlaß

21. November 2021, Ewigkeitssonntag

17 Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, dass man der vorigen nicht mehr gedenken und sie nicht mehr zu Herzen nehmen wird. 18 Freuet euch und seid fröhlich immerdar über das, was ich schaffe. Denn siehe, ich erschaffe Jerusalem zur Wonne und sein Volk zur Freude, 19 und ich will fröhlich sein über Jerusalem und mich freuen über mein Volk. (Jesaja 65,17-19)

I. Neu

„Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen.“ Was für ein Versprechen. „Einen neuen Himmel und eine neue Erde, dass man der vorigen nicht mehr gedenken und sie nicht mehr zu Herzen nehmen wird.“ Ein kompletter Neuanfang? Ein Neubeginn, eine neue Welt, hier auf der Erde und im Himmel? So die Stimme Gottes, wie sie der Prophet ausspricht. Die Rede ist von einer neuen Erde, einem neuen Himmel, wo es keine Vorhaltungen gibt, keine Fehler, die uns verfolgen und keine Vergangenheit, die uns nachträglich noch quält. Eine Vision, die sorgenfreies Leben verspricht, so beschreibt sie der Prophet in den auf unseren Text folgenden Versen: keine Kindersterblichkeit und keine frühen Tode im Alter (V. 20), ein Dach über dem Kopf für jeden und ebenso voll ausreichende Nahrung (V. 21) „Wolf und Lamm sollen beieinander weiden; der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind, [...] Man wird weder Bosheit noch Schaden tun auf meinem ganzen heiligen Berge, spricht der Herr.“ (V. 25) Wer Gott anruft, dem wird er, noch bevor er zu Ende gesprochen hat, antworten (V. 24). Das klingt geradezu zu gut um wahr zu sein, erinnert an Utopien und Geschichten aus dem Paradies. Eine perfekte Welt, von Gott für uns erschaffen. Das ist eine wirklich traumhafte Vorstellung, nach der wir uns heute genauso sehnen wie damals zu Zeiten des Propheten.

Damals, in der nachexilischen Zeit, in der das Gottesvolk sich von der wiedergewonnenen Freiheit doch bestimmt so viel erhofft hatte. Aus der babylonischen Gefangenschaft erlöst, endlich die Freiheit und Autonomie zurückgewonnen, kehren die Israeliten in ihre Heimat zurück. Man kann sich vorstellen, was für eine Vorfriede unter ihnen geherrscht haben muss. Man kann sich auch die Ernüchterung vorstellen, als der geplante Neuanfang so anders wurde als gedacht. Auch das ist im Jesajabuch geschildert (V. 13): ein Volk, nicht im Einklang, sondern zweigeteilt. Es herrscht Streit. Es ist ein Volk von Menschen nicht im glorreichen gelobten Land, das es sich vorgestellt hatte, sondern in Trümmern, die es wieder aufzubauen gilt. Nicht nur der Jerusalemer Tempel ist zerstört. Es herrscht Frust. Und es ist ein Volk, dessen Verheißungen noch nicht

erfüllt wurden, sondern das nach wie vor darauf wartet, dass die Ankündigung vom Kommen Gottes endlich in Erfüllung geht. Nach der Stunde null, wie sie in Deutschland 1945 beschworen wurde, sollte doch alles besser werden, aber es erwies sich nicht als Stunde null. Nach dem Ende des Kalten Kriegs, sollte doch Frieden entstehen, so hieß es in den früheren 1990er Jahren, doch neue Kriege entstanden und entstehen weiter. Jedes Jahr eine Klimakonferenz. Es wird versprochen, verhandelt, große Ziele werden verkündet... und dann? Und die Coronakrise haben wir auch bald erledigt, dachten wir noch vor Monaten. Und jetzt das Volk dort, uneinig, frustriert und gefühlt auf sich alleine gestellt. Es herrscht Enttäuschung.

Und in diese Zeit hinein, in die Hoffnungslosigkeit, klingen heute die Worte des Propheten: „Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen.“ Ein Blick nach vorne, auf die Zukunft. Ein Blick auf eine Zukunft, die Unmögliches möglich macht und nicht zurückblickt. Ein Neubeginn.

II. Vergessen?

„Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen.“ Der Prophet versichert uns dessen, was Gott zugesagt hat, was Gott auch heute zusagt: Das will ich machen, das werde ich machen. Ein neuer Himmel und eine neue Erde. Das Alte soll vergessen werden.

Das Alte, das Vergangene vergessen? Gerade heute, am Ewigkeitssonntag, der zugleich Totensonntag heißt, kommt uns dieser Gedanke vielleicht nicht nur reizvoll vor. Wir denken heute an Menschen, die wir verloren haben. Wir denken heute an die Vergangenheit, an das, was war und was nie wieder so sein kann, wir blicken am Ewigkeitssonntag zurück.

Der Blick auf Vergangenes, ob auf Erlebnisse, die kurz zurück liegen, oder auf historische Ereignisse in früheren Generationen, bringt auch eine andere Perspektive mit und erinnert damit auch an Möglichkeiten. Ist denn nicht doch was dran an der Redensart „Aus Fehlern lernt man“? Auch aus den Fehlern früherer Generationen? Die Geschichte hat uns gezeigt, wozu Menschen fähig sind, hat uns gezeigt, was geht und was nicht geht. Das birgt Chancen. Ob diese ausreichend genutzt werden oder nicht, bleibt Streitthema, ob der Mensch aus der Vergangenheit lernt oder ob der Mensch seine Fehler wieder und wieder wiederholt... Jedenfalls können wir zurückblicken, wir können uns die schmerzlichen Lernprozesse vergangener Generationen zu Nutze machen, die des Gottesvolkes und die der Generation meiner Großeltern.

Die früheren Zeiten, sie müssen nicht zwangsläufig schlecht gewesen sein. Das Alte sind auch Erinnerungen, Erlebnisse. Menschen in Erinnerung zu behalten, die gestorben sind, besondere Momente in Gedanken noch einmal zu erleben, Geschichten zu erzählen und zurückzublicken – das kann uns helfen, uns trösten

und heilen. Nicht umsonst fotografieren und filmen wir heutzutage unsere schönsten Momente, um darauf immer wieder zurückgreifen zu können, erzählen unsere lustigsten Erinnerungen bei jedem Treffen mit beteiligten Personen nochmal oder heben besondere Andenken an Erlebnisse oder Personen lange auf.

Heute am Ewigkeitssonntag gedenken wir der Verstorbenen und der Vergangenheit. Wir rufen sie uns in Erinnerung, erfreuen uns nochmal daran. Das kann mitunter auch schmerzhaft sein. Das Vermissen, das Gefühl des Verlustes bleibt nicht aus und doch... wollen wir deshalb vergessen? Ich glaube, nicht. Manche Erlebnisse gibt es sicherlich, die wir rückblickend gerne ändern würden. Gedanken der Reue, sei es um etwas getan oder nicht getan zu haben, sind da. Und vielleicht ist es das, was Gott verspricht, wenn es im Predigttext heißt: „dass man der vorigen nicht mehr gedenken und sie nicht mehr zu Herzen nehmen wird.“ Den Schmerz der Vergangenheit zu nehmen, sich die eigenen Fehler und die anderer zu verzeihen, wie Gott sie uns verzeiht. Nicht, sie sich aus der Erinnerung zu schlagen, aber in ihm werden sie aufgenommen, verwandelt, sie verlieren ihre permanent schädigende Kraft. Das Unabgeschlossene bei den Opfern, das Nichtwiedergutmachbare bei den Tätern, er nimmt es in seiner Ewigkeit auf. Und darin liegt der Neuanfang.

III. Jetzt!

„Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen.“ Der Blick auf die Zukunft. Und darin liegt, auch gerade heute am Totensonntag, eine Heilung für den Blick auf die Vergangenheit. Und dazwischen? Dazwischen steht das Jetzt.

Das Jetzt, das Hier und Heute, die Zeit, die uns gegeben ist. Hier und heute stehen wir am letzten Sonntag des Kirchenjahres. Noch nicht das ganze Jahr 2021 liegt hinter uns – und die Befürchtungen wachsen sogar noch, was in den letzten Wochen dieses Jahres uns in Bezug auf Corona noch bevorsteht. Und in Sachen Klimaschutzmaßnahmen kurz vor ultimo. Und quer zu all dem dies: Das gesamte Kirchenjahr liegt hinter uns und vor uns ein neuer Start, der Advent. Ein Übergang am Ende des Jahres, ein Blick zurück und einer nach vorne.

Wir jetzt also an der Schwelle, im Übergang. Was passiert uns jetzt in diesem Zwischenraum? Da trifft uns der Prophet mit seinem Gottesruf: „Freuet euch und seid fröhlich immerdar über das, was ich schaffe.“ Was für eine Aufforderung, ausgerechnet jetzt: Freude – über das Geschaffene, über unser Dasein, über das, was uns gegeben ist – von Gott versprochen. Freude im Hier und Jetzt, da tut sich ein Leben ohne Verängstigung vor der Zukunft, ohne Fixierung auf die Vergangenheit auf. Immerdar sollen wir uns freuen. Jetzt ist Freude. Was für ein Versprechen. Ohne, dass wir konkret festlegen müssen, ob wir auf die Erfüllung

der Verheißung des biblischen Texts auf eine neue Erde in unserem Leben hier und jetzt zu hoffen wagen, ist dieser Teil der Verheißung schon möglich geworden: Freude über Gottes Schöpfung, darüber, was wir jetzt schon von Gottes neuer Erde erleben können und zu ihr vielleicht sogar beitragen können. Freude über Erlebnisse heute, über die Zeit, die uns gegeben ist. Zeit, die wir fröhlich verbringen können, zwischen Vergangenheit und Zukunft, in der Gegenwart, im Jetzt.

Dabei fällt es mir doch ehrlicherweise überhaupt nicht leicht, im Augenblick zu leben, nicht selten neige ich dazu, mir Gedanken über die unklare Zukunft zu machen. Und, natürlich, bis zu einem gewissen Grad müssen wir das auch. Um planen, vorher denken und auch, wie schon gesagt, aus dem Vergangenen schöpfen, kommen Sie und ich nicht drum herum. Aber das ist nicht das Letzte und das Absolute.

Zu meiner Kindheit gehört die Phantasiegeschichte, die das Buch Momo, von Michael Ende 1973 veröffentlicht, erzählt. Die kleine Momo lebt alleine und sieht entsprechend sympathisch verwahrlost aus, in einem Amphitheater in einer kleinen Stadt und ist dabei ganz glücklich. Sie kann interessiert anderen zuhören, sodass sich die Menschen um sie herum Zeit nehmen zum Erzählen. Doch damit zieht sie die Gegnerschaft der sogenannten „grauen Herren“ auf sich. Diese sind dabei, den Erwachsenen wortwörtlich ihre Zeit zu stehlen. Und so beginnt sich Momo, Gedanken um die Zeit zu machen, sinniert über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Einmal sagt der Erzähler der Geschichte, und Michael Ende dürfte bestimmt dabei auch seine erwachsenen Leser im Blick gehabt haben: „Es gibt Kalender und Uhren, um [die Zeit] zu messen, aber das will wenig besagen, denn jeder weiß, dass einem eine einzige Stunde wie eine Ewigkeit vorkommen kann, mitunter kann sie aber auch wie ein Augenblick vergehen – je nachdem, was man in dieser Stunde erlebt. Denn Zeit ist Leben. Und das Leben wohnt im Herzen.“ Zeit ist Leben und Leben wohnt im Herzen. Freude über die Zeit, die uns gegeben ist, ist Freude über das Leben. Der Augenblick des Hier und Jetzt kann ganz schnell vorbei sein – oder sich unendlich lang anfühlen. Die Erwachsenen aus Michael Endes Erzählung erleben das nicht. Sie verlieren ihre Augenblicke im Jetzt, sie sind gestresst, besorgt, und arbeiten ununterbrochen. Sie können die Zeit nicht bewusst erleben. Auch uns passiert das im Alltag häufig und, wie ich mich kenne, wird mir das, fürchte ich, auch gerade am Ende der kommenden Adventszeit wieder passieren. Dabei ruft die doch auf zum Durchatmen und Besinnen. Zum Hören auf den Neuanfang.

„Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen.“ „Freuet euch und seid fröhlich immerdar über das, was ich schaffe.“ Jetzt. „Zeit ist Leben. Und das Leben wohnt im Herzen.“ Und die Zeit und das Leben und unsere Herzen – sie finden Aufnahme bei dem Ewigen, bei Gott. Bei dem, der spricht: „Denn

siehe, ich erschaffe Jerusalem zur Wonne und sein Volk zur Freude, und ich will fröhlich sein über Jerusalem und mich freuen über mein Volk.“ Und wir dürfen daran Anteil haben. Jetzt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen

Die Erde ist des Herrn: Ps 24

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt; Prof. Dr. Karin Holm-Müller

28. November 2021, 1. Advent

1 Ein Psalm Davids. Die Erde ist des HERRN und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen. 2 Denn er hat ihn über den Meeren gegründet und über den Wassern bereitet. 3 Wer darf auf des HERRN Berg gehen, und wer darf stehen an seiner heiligen Stätte? 4 Wer unschuldige Hände hat und reinen Herzens ist, wer nicht bedacht ist auf Lüge und nicht schwört zum Trug: 5 der wird den Segen vom HERRN empfangen und Gerechtigkeit von dem Gott seines Heiles. 6 Das ist das Geschlecht, das nach ihm fragt, das da sucht dein Antlitz, Gott Jakobs. Sela. 7 Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehre einziehe! 8 Wer ist der König der Ehre? Es ist der HERR, stark und mächtig, der HERR, mächtig im Streit. 9 Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehre einziehe! 10 Wer ist der König der Ehre? Es ist der HERR Zebaoth; er ist der König der Ehre. Sela. (Psalm 24)

I. Einzüge – mit Erinnerung an die Schöpfung und den Schöpfer

[E. Hauschildt] „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit.“ Das ist das Einzugslied ins neue Kirchenjahr, in die Weihnachtszeit. Wir haben es eingangs gesungen. Wir haben in der Schriftlesung von Jesu Einzug nach Jerusalem gehört, und der Text ist zugleich die Evangeliumslesung für den Sonntag zu Beginn der Karwoche. Und vor beiden, dem Einzug nach Jerusalem und dem Adventslied, ist da ihre literarische Grundlage: das Lied vom Einzug in Jerusalem als Einzug in den Tempel – der Psalm 24: „Machtet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehre einziehe.“ Dieser Einzugspsalm in seinen ersten Versen zurück auf das ganz Basale. Im Zauber des Anfangs vom ersten Advent klingt so der Zauber des Anfangs aller Anfänge mit:

„Die Erde ist des HERRN und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen. Denn er hat ihn über den Meeren gegründet und über den Wassern bereitet.“ (V. 1-2)

Das Leben zieht ein auf dem Land. Der allererste Einzug, von der Ursuppe der Wasser, der Meere her kriecht es aufs Land: Es ist der Urgrund eben auch des adventlichen Einzugs – mitten im kalten und regnerischen Winter, mitten in der vierten Coronawelle, die die vorigen jetzt schon übertrifft. Das Leben kriecht an Land.

Und so soll heute in der Predigt unsere gemeinsame Aufmerksamkeit darauf gerichtet sein, wie dieser erste Einzug im Hintergrund auch heute mitläuft. Was ist miteingeschlossen, wenn die Vorlaufszeit zum Weihnachtsfest gefeiert wird? Die Antwort des Psalms ist klar: die Schöpfung und hinter ihr der Schöpfer – sie ist die basale Ermöglichung des Einzugs, des Advents. Da ist die Erde: das Basisgeschenk für die Feiernden, die Erde als Heiligtum, das zu betreten

Anforderungen an die Menschen richtet, die Erde als Fragezeichen, was und wen wir feiern.

Es ist auch in unseren Adventen mitsymbolisiert: Aus den Palmenzweigen von Jesu Einzug in Jerusalem sind die Tannenzweige geworden, Christrosen aus den Alpen, Weihnachtssterne von der Pazifikküste Mittelamerikas. Wir haben diese Naturprodukte denn ja auch gezielt für diesen Zweck – wie wir sagen – „kultiviert“, auf deutsch: nachgezüchtet und anbauen lassen und wie all die anderen Waren im Laden zum Verkauf gebracht. Und dennoch: in ihnen steckt Leben – „über den Wassern bereitet“, und dies ganz elementar, nicht so spiritualisiert wie die „Zweiglein der Gottseligkeit“ in unserem Adventslied (Strophe 4), sondern schlicht Erinnerungszeichen mit Herkunft aus der Natur.

II. Tabu und ethische Qualifizierung

„Die Erde ist des Herrn.“ Vom Naturgeschenk der Schöpfung aus schreitet der Psalm weiter zur Verortung Gottes auf der Erde. Die Rede ist von „des Herrn Berg“ und von „seiner heiligen Stätte“. Denn: „Die Erde ist des Herrn.“ In die Naturerhebung des Bergs und die Stätten rückt Kulturelles mit ein: „Der Heilige Berg“ – Moses erhielt dort die Steintafel mit den 10 Geboten. „Die heilige Stätte“: Wenn dieser Psalm „ein Psalm Davids“ heißt, dann muss doch hier die Stätte gemeint sein, die Davids Sohn, der König Salomo, auf Gottes Geheiß erbauen durfte und erbaute: der Tempel in Jerusalem, oben auf dem Tempelberg.

Und damit ist der Blick von Gottes Natur weitergegangen hin auf seine Verortung in seinem Volk. Doch es geht nun gerade nicht um das Selbstlob des eigenen Volkes als Juden, als Christen oder gar als Deutsche. Stattdessen ist die Erwähnung des Bergs Gottes und der heiligen Stätte von vornherein in Verbindung mit einer kritischen Frage gebracht: „Wer darf auf des HERRN Berg gehen, und wer darf stehen an seiner heiligen Stätte?“

In unsere Wohnungen lassen wir auch nicht jeden rein. Wer nicht an der Tür klingelt und wartet bis ihm aufgemacht wird, sondern als ungebetener Gast sich verhält und durch das Fenster einsteigt, der wird höchstwahrscheinlich einer sein, der nichts Gutes im Schilde führt: ein Dieb. In religiöse Tabubereiche eintreten dürfen Geweihte, Medizinmänner, Priester, Heilige, auch Reinheitsvorstellungen können eine Rolle spielen. Von all dem, was in manchen Traditionen des Alten Testaments und auch manchen christlichen Traditionen eine Rolle spielen kann, findet sich hier nichts. Die Einlassprüfung, die der Psalm formuliert, bezieht sich auf anderes: „Wer unschuldige Hände hat und reinen Herzens ist, wer nicht bedacht ist auf Lüge und nicht schwört zum Trug“ (V. 4) – der ist willkommen.

Für den Eintritt in Gottes Eigentum wird also eine ethische Qualifizierung formuliert, nicht lügen und betrügen, Anforderungen an saubere Hände und körperliche Reinheit werden hier nicht gestellt, sondern diese Vorstellungen werden umgebildet zu ethischen: es geht stattdessen um „unschuldige Hände“ und „reine Herzen“.

III. „Unschuldige Hände“? Einsichten in ökonomisch-ökologische Verstrickungen und in Gewissenstäuschungen

Liebe Frau Holm-Müller. In unseren Vorbereitungen zu dieser Predigt haben Sie an dieser Stelle eingesetzt. Da, wo mitten in dem freudigen rituellen Einzugspsalm, der für unser Adventslied die Vorlage liefert, dieser Verweis steht auf die „unschuldigen Hände“ als Teil des Einzugsrituals. Wo es uns aufruft, uns ehrlich zu machen an dieser Schwelle im Einzug. Was sagt die Professorin für Umwelt- und Ressourcenökonomik? Bitte, Sie haben das Wort:

[K. Holm-Müller] Mir fiel bei diesem Text sofort ein, dass dies eine sehr hohe, eigentlich unmöglich zu erfüllende Voraussetzung ist. Es gibt ein französisches Chanson von Renaud über Touristen, die „allein durch ihre Anwesenheit alle Strände verschmutzen“. So geht es uns ja auch. Allein dadurch, dass wir in so großer Anzahl auf diesem Planeten leben, müssen wir negativ auf unsere Umwelt wirken. Und natürlich leben wir alle in den reichen Ländern über unsere Verhältnisse. Man sieht das am sogenannten „Earth Overshoot“, also an dem Punkt, ab dem Menschen mehr im Jahr verbrauchen, als was die Erde regenerieren kann. Wenn alle Menschen auf der Welt so leben würden wie die Einwohner*innen Deutschlands, wäre der Earth Overshoot day schon am 5. Mai erreicht. Das heißt, dass die Einwohner*innen Deutschlands im Durchschnitt vom 1. Januar bis zum 5. Mai so viel von der Natur verbraucht haben, wie der Planet pro Person im gesamten Jahr erneuern kann.

Wir sind uns dessen oft bewusst und würden gerne so leben, dass die natürlichen Ressourcen nicht übernutzt werden. Aber auch das ist in unserer Gesellschaft nicht einfach. Soll ich mich wirklich auf das beschränken, was ich wirklich brauche, um gesund zu bleiben. Früher hatten in den Arbeitervierteln in Berlin die Menschen durchschnittlich nicht mehr als 8qm Wohnfläche pro Person und sind natürlich niemals in andere Länder verreist. Die wenigsten von uns dürften bereit sein, so zu leben. Wir alle sind soziale Wesen und wollen uns in unseren Verhaltensweisen nicht gänzlich von unseren Peers unterscheiden.

Das bedeutet aber auch, dass wir damit unser Gewissen beruhigen können. Die soziale Norm erlaubt uns ein Handy, erlaubt uns zumindest Reisen, wenn auch Flugreisen in ferne Länder schon langsam kritisch gesehen werden. Gerade über unser Wirtschaftssystem wird alles anonym. Ich merke nichts von dem, was ich

mit meinem Ressourcenverbrauch, mit meiner zahlungskräftigen Nachfrage anderen antue. Und natürlich gilt auch: Wenn ich allein etwas ändere, dann ändert das nur wenig an den Verhältnissen auf dieser Erde, eine Änderung meines Konsums allein wird den Overshoot-Day nicht merklich verändern. Was nützt es also, wenn ich mich kasteie?

In der ökonomischen Diskussion um moralisches Handeln wurde als Held definiert, wer „sehr große Anstrengungen/Einschränkungen“ auf sich nimmt, damit etwas Positives erreicht wird. Wir sind nicht alle zum Helden/zur Heldin geboren, vielleicht sind wir eher „moralische Durchschnittsmenschen“, die ihr Verhalten eben doch nur ein wenig zu ändern bereit sind, um einen positiven Beitrag zu leisten.

Und damit, lieber Herr Hauschildt, gebe ich wieder an Sie zurück: Es kann doch nicht sein, dass wir alle, die wir unser Verhalten nicht grundsätzlich ändern, aber doch einiges tun, um unseren negativen Einfluss auf die Natur und vielleicht auch auf andere Menschen, denen es deutlich schlechter geht als uns, zu verringern, dass wir alle vom „Berg des Herrn“ ausgeschlossen sind, wie es im Psalm heißt.

IV. Auf der Suche – und was empfangen wird

[E.Hauschildt] Frau Holm-Müller, Sie haben in aller Deutlichkeit aufgezeigt, wie heikel es auch mit der ethischen Qualifizierung ist. Heikel, weil wir alle mitdrinhängen. So habe ich veranlasst, dass der Weihnachtsstern auf dem Altar gekauft wird, der im Gewächshaus gezogen sein dürfte und von wo auch immer nach Bonn gebracht wurde, Fußbodenheizung bei geöffnetem Fenster und zusätzlich Maskennutzung sind auch nicht klimaneutral, und, ja, ich bin heute Morgen mit dem Auto hierhergekommen – und dürfte damit vermutlich nicht der einzige unter uns sein. Das schlechte Gewissen schlägt an.

Sie haben dann auch zu bedenken gegeben: „Es kann doch nicht sein“, dass damit dann der Zugang denen mit etwas schuldigen Händen, wenn's nicht zu viel ist, verwehrt bleibt. Na ja, finde ich, unbegründet wäre der Ausschluss nicht. Doch der Psalm verheddert sich nicht in dieser Frage; er sucht dazu keine abschließende quantifizierende Klärung, sondern er wendet sich Weiterem zu. So kennzeichnet er die, die einziehen, noch einmal anders: „Das ist das Geschlecht, das nach ihm fragt, das da sucht dein Antlitz, Gott Jakobs.“ (V. 6) Der Psalm benennt die Fragenden, die Suchenden, die, die auf dem Weg sind – das ist es, was ihren Zutritt ausmacht. Es treten ein die Fragenden nach einem angemessenen Umgang mit dem Heiligen, und insofern auch mit Gottes Erde. Es treten ein nach Gott Suchende – und das schließt den Umgang mit der Natur eben nicht aus, sondern mit ein – sie ist doch seine Schöpfung. Das Fragen und

Suchen hat hier eine religiöse Dimension: es geht um den Sinn der Zukunft in der Frage nach Gott. Darin läuft das Ethische mit.

Die suchende und fragende Vorbereitung auf den Einzug in die Weihnacht, die haben frühere Generationen nicht mit Weihnachtssterndekoration und nicht mit Weihnachtsfeiern und Weihnachtsplätzchen begangen, wie wir es tun, sondern mit Fasten. Uns wird dabei, so sieht es aus, auch in diesem Jahr noch mal ein ziemlich weitgehendes Kontaktfasten aus ethischen Gründen auferlegt werden.

Und was gibt es zu erhalten, wenn man sich so hineinbegibt in Gottes Nähe, in seine Stätte? Die kulturelle Stätte auf der ‚Erde, die sein ist‘, wobei das Natürliche an der Erde, die der Schöpfer geschaffen hat, dann doch mitklingt. Der Psalm antwortet: „der wird den Segen vom HERRN empfangen und Gerechtigkeit von dem Gott seines Heiles“. Wer hingegen lügt und stiehlt, dem entgeht das alles. Dem spenden die Tempel und Gottesberge nichts mehr. Der Segen auch der Natur kehrt sich um in Fluch, wenn die Menschen mit solchen Absichten hineintrampeln.

Das Thema von Schöpfung in Natur klingt mit an, auch wenn es nicht das Hauptthema des Tempelpsalms ist und auch nicht das Hauptthema des adventlichen Einzugs. Aber es läuft mit – besonders deutlich im Psalm 24 mit dem Start bei der Schöpfung. Und jede im Geschäft erworbenen Tannenzweige, Christosen und Weihnachtssterne weisen auf die ökologisch-ökonomische Vernetzung und Verstrickung hin. Und rücken die Tradition des Fastens in Bezug auf den Körper ins Ethische mit der Frage nach dem ökonomisch-ökologischen Fasten im Naturverbrauch: der Adventskranz aus frischen Tannenzweigen, den wir in gut 4 Wochen wegwerfen werden, die Christose mit biologischer Herkunft aus den schmelzenden Alpen, und der Weihnachtsstern mit seiner biologischen Herkunft aus den gefährdeten Wäldern der amerikanischen Tropenregion, er steht direkt vor unserer Nase auf dem Altar.

V. Umkehr im Psalm

Und wir fragen weiter: Was gibt es denn da, an diesen besonderen kulturellen Orten Gottes? An dieser Stelle dreht nun der Psalm das Bild vom Einzug um, er kehrt die bisherige Richtung der Frage danach, welcher Mensch da qualifiziert eintreten darf, um 180 Grad und wechselt die Perspektive: von der Frage nach unserer Qualifizierung zum Einzug in die Gottesstätte wechselt er zum Einzug Gottes für uns:

*„Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehre einziehe!
8 Wer ist der König der Ehre? Es ist der HERR, stark und mächtig, der HERR, mächtig im Streit. 9 Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehre*

einziehe! 10 Wer ist der König der Ehre? Es ist der HERR Zebaoth; er ist der König der Ehre.“ (V. 7-10)

Wir also sind aufgerufen, das Tor zu öffnen, damit Er bei uns einziehe. Damit geht der Psalm erkennbar über die Einsicht in die ethische und eben auch ökologische Dimension hinaus, an die er gleichwohl erinnert. Diesen Wechsel hat auch das Adventslied verstanden, wenn es uns bitten lässt:

„Komm, o mein Heiland, Jesus Christ, meins Herzens Tür dir offen ist. Ach, zieh mit deiner Gnade ein, dein Freundlichkeit auch uns erschein. Dein Heiliger Geist uns führ und leit den Weg zur ewgen Seligkeit. Dem Namen dein, o Herr, sei ewig Preis und Ehr.“

Und, was der Psalm noch deutlicher sagt und uns mitgibt: „Segen und Gerechtigkeit“ – dass sie einziehen, darum geht es: an Karfreitag und Ostern, an Weihnachten und beim täglichen Einzug von mir und dir in die Erde, die „des Herrn“ ist.

Ihnen einen besinnlichen Advent – mit beidem, mit Fasten und mit Vorfreude, trotz ausgerechnet erneut aufgeregter und enttäuschender Corona-Nachrichten, und doch mit dankbarer Erwartung auf Gottes Einzug, in Jesus Christus.

1 Ein Psalm Davids. Die Erde ist des HERRN und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen. 2 Denn er hat ihn über den Meeren gegründet und über den Wassern bereitet. 3 Wer darf auf des HERRN Berg gehen, und wer darf stehen an seiner heiligen Stätte? 4 Wer unschuldige Hände hat und reinen Herzens ist, wer nicht bedacht ist auf Lüge und nicht schwört zum Trug: 5 der wird den Segen vom HERRN empfangen und Gerechtigkeit von dem Gott seines Heiles. 6 Das ist das Geschlecht, das nach ihm fragt, das da sucht dein Antlitz, Gott Jakobs. Sela. 7 Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehre einziehe! 8 Wer ist der König der Ehre? Es ist der HERR, stark und mächtig, der HERR, mächtig im Streit. 9 Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehre einziehe! 10 Wer ist der König der Ehre? Es ist der HERR Zebaoth; er ist der König der Ehre. Sela.

Und der Friede Gottes, der höher ist denn all unsere Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinn. in Christus Jesus. Amen

Wie beim Warten auf die kostbare Frucht der Erde: Jak 5,7-8

WMA Ann-Kathrin Armbruster

05. Dezember 2021, 2. Advent

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Liebe Gemeinde,

der Predigttext zum heutigen Sonntag findet sich im Jakobusbrief, Kapitel 5, die Verse 7 und 8:

So seid nun geduldig, Brüder und Schwestern, bis zum Kommen des Herrn. Siehe, der Bauer wartet auf die kostbare Frucht der Erde und ist dabei geduldig, bis sie empfangen den Frühregen und Spätregen. Seid auch ihr geduldig und stärkt eure Herzen; denn das Kommen des Herrn ist nahe.

Der Jakobusbrief ruft das Bild von reicher Ernte mitten im Advent auf. Seid geduldig! Wie ein Bauer wartet auf die Reife der Früchte, so sollen wir auf das Kommen des Herrn warten. Doch irgendetwas stimmt mit diesem Vergleich nicht. Jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Nicht nur die eigene Erfahrung mit den kleinen Versuchen im Garten in diesem Sommer, die so kläglich abgesoffen sind im ständigen Regen, der gerade nicht auf Frühjahr und Herbst beschränkt war, lassen einen stutzig werden bei diesen Zeilen. Sondern die Schlüssigkeit der Aufforderung zum Warten erscheint noch tiefgehender als fraglich beim genaueren Hinsehen.

Zunächst scheint alles ganz einfach: Dem geduligen Bauern sorgt die anstehende Ernte für den Lebensunterhalt. Entweder baut er Lebensmittel an, die als Nahrung für Menschen dienen, oder Pflanzen, die an Tiere verfüttert werden sollen. Oder Blumen, die das Zuhause schmücken. Früchte und Blumen, das sind auch beliebte Motive der Malerei, insbesondere im Stillleben festgehalten; sie können Schönheit, Jugend, Gesundheit symbolisieren. Allerdings war das in der Malerei des Barocks anders. Da sind es gerade Früchte und Blumen, die auf Vergänglichkeit verweisen. Welkende Blumen, schrumpelndes Obst – memento mori: Erinnerung an den Tod. Sie sagen: Bedenke, dass du sterblich bist und nutze die Lebenszeit. Im neoliberalen Gewand der Gegenwart wird daraus dann ein Aufruf: Verharre nicht in Untätigkeit. Nutze jede Minute, um produktiv zu sein. Bringe Leistung. Sei herausragend. Demnach funktioniert es also gerade nicht, abzuwarten, sondern schaffe Dir Deine Chancen und ergreife jede Gelegenheit. Schon in der antiken griechischen Tradition soll man den Gott Kairos am Schopf ergreifen, sobald er sich zeigt; gegenwärtig, so scheint

mir, wird er in unserer Gesellschaft mit allen Mitteln am Schopf herausgezerrt. Man wartet heute nicht auf die Gelegenheit, man schafft sie.

Ist es da also nicht unrealistisch, dass jemand, dessen Existenz von der Landwirtschaft abhängt, geduldig die meiste Zeit des Jahres wartet, dass der Regen zum richtigen Zeitpunkt im Frühjahr und Herbst fällt, dass genügend, aber nicht übermäßig Sonne scheint, dass alle Schädlinge sich freiwillig fernhalten und das Unkraut sich mit ein bisschen Feldrand begnügt? Es muss dann doch fast höhnisch klingen für jemanden, der es gerade nicht gänzlich in der Hand hat zu erarbeiten, wovon er leben muss, dass ihm gesagt wird, er habe nichts zu tun, als sich in Geduld zu üben.

Was also soll dieser hinkende Vergleich, den der Jakobusbrief uns anbietet? Auf die Vergleichspunkte kommt es an: Der Vergleich mit der kostbaren Frucht bezieht sich auf das Kommen des Herrn.

Der Abschnitt aus dem Jakobusbrief ist dort eingebettet in Warnungen und Mahnungen, die er seiner Gemeinde mitgibt: Drastisch malt er vorab das Gericht über die Reichen aus, das mit dem Kommen des Herrn über sie ergehen wird. Vergleichbar mit der Jesusrede in Mt 6,19-20, die uns auffordert, uns Schätze im Himmel zu sammeln, nicht auf Erden, verurteilt der Jakobusbrief mit harten Worten die Ausbeute der Erde durch die Reichen und kündigt ein vernichtendes Gericht an. Direkt hierauf folgt der Aufruf zum Warten auf das Kommen des Herrn mit dem Vergleich zum geduldigen Bauern. Die Zeitspanne bis zur Wiederkunft sei kurz, das Kommen sei nahe.

Das Warten kann sich also nicht auf eine allzu lange Zeit beziehen. Und das Warten soll am Ende für diejenigen, die sich entsprechend der Warnungen und Mahnungen im Jakobusbrief verhalten haben, belohnt werden.

Unsere Irritation heute gegenüber der Aufforderung aus Jakobus, so scheint mir, liegt letztlich in dieser Frage: Wie soll aus dem passiven Warten etwas Produktives entstehen? Generell – und irgendwie auch im Advent, und erst recht in der gegenwärtigen Pandemiesituation.

Das Warten, das Abwarten müssen, ist etwas genuin Zweischneidiges, Ambivalentes: Man wartet zwischen Hoffen und Bangen. Man wartet geduldig oder voller Ungeduld. Man verharret in Passivität oder lenkt sich ab mit emsiger Geschäftigkeit. Oft weiß man nicht genau, wann das Warten ein Ende haben wird. Und wie man die Zeit dazwischen gestalten soll. Man kennt weder Dauer noch Ausgang. Damit ist das Warten etwas schwer Auszuhaltendes, das nicht nur unsere Geduld fordert, sondern auch eine Form von Weisheit, die uns erkennen lässt, wann das Warten in das Übernehmen von Verantwortung übergehen muss.

Nicht jede Situation kann durch Warten gelöst werden. Wahrscheinlich sind wir aufgrund dieses ambivalenten Charakters des Wartens so leicht entnervt, wenn wir warten müssen. Wenn man uns warten lässt, fühlen wir uns schnell abhängig. Jemand oder etwas lässt auf sich warten. Das, was auf sich warten lässt, versetzt die Wartenden in Passivität. Sie sind abhängig davon, dass das, worauf gewartet wird, nun tatsächlich auch kommt. Damit zeigt sich: Dem Warten ist eine mal mehr mal weniger offenbare Machtstruktur inhärent. Es ist geraubte Zeit oder geschenkte Zeit – je nach Perspektive. Kann die Zeit des Wartens aus der Passivität in Produktivität überführt werden, ist es geschenkte Zeit. Lässt sich nur im Warten verharren, fühlt sie sich geraubt an. Und verharrt man im Abwarten, obwohl sich Chancen ergeben, ist es verschenkte Zeit. Im Warten können wir auch abhängig sein von Dingen, die gänzlich außerhalb unserer Verfügung stehen. Wir warten auf die erlösende Nachricht, dass alles gut gegangen ist. Wir warten auf den Regen. Wir warten auf das Ende der Pandemie.

Welche Art von Warten stand dem Verfasser der Zeilen aus dem Jakobusbrief denn eigentlich vor Augen? Auch in ihnen ist die Zeit bis zur Parusie eine Zeit zwischen Hoffen und Bangen: Niemand kann sich sicher sein, was das Kommen des Herrn, das im Jakobusbrief sehr deutlich mit dem Gerichtsgedanken verbunden ist, mit sich bringt. Für die Brüder und Schwestern der Gemeinde, davon ist der Verfasser aber überzeugt, soll es mit reicher Ernte belohnt werden. Für sie ist es ein Bild der Hoffnung und des Trosts, das aufgerufen wird. Die Perikope erinnert an das Gleichnis vom Sämann aus den Evangelien (vgl. Mk 4,26-29): Der ausgeworfene Same wächst und gedeiht – „er weiß nicht wie“, aber er wächst. Und so wächst auch in der Darstellung des Markus das Gottesreich. In der heutigen Lesung haben wir ebenfalls von der Nähe des Gottesreichs gehört: Der Feigenbaum, so haben wir es in der Lesung vorhin gehört, der zeigt den nahen Sommer, das nahe Gottesreich. Und auch hier ist dieses Bild vom Nahenden verbunden mit Hoffnung und Trost: Es wird gut sein, wenn es soweit ist. Wir werden versorgt sein, wir müssen uns nicht sorgen. Das Gottesbild also, das hinter all diesen biblischen Vorstellungen steht, das ist tatsächlich tröstlich: Es ist jemand da, der für uns sorgt. Wir müssen nicht immer alles aus eigener Kraft schaffen, manchmal genügt es, abzuwarten. Und manchmal ist es in Ordnung darauf zu vertrauen, dass für uns gesorgt wird, wenn es nötig ist.

Schauen wir genauer hin, dann zeigt sich, dass dieser Abschnitt uns auch gar nicht ausschließlich zum Warten aufruft. Sondern es heißt: „Seid auch ihr geduldig und stärkt eure Herzen“! Wir sollen also gar nicht nur geduldig sein, sondern es tritt ein Zweites hinzu: uns auch innerlich zu stärken! Und für diese innere Stärke kann es hilfreich sein, den Blick dorthin zu wenden, wo sich Trost und Zuversicht finden lässt.

Diese Hoffnungsperspektive lässt das Warten erträglich werden. Sich in Geduld üben wird belohnt sein und es wird etwas Gutes folgen. Dies kann unser Durchhaltevermögen stärken, das wir in diesen Tagen wieder mehr als im Sommer gedacht benötigen. Wir brauchen diese Hoffnungsperspektive, die unser Herz stärken kann, um auszuhalten, dass wir manchmal in die Situation des Wartens versetzt werden, die unsere ganze Geduld fordert und deren Ausgang ungewiss ist.

Wann auch immer das Warten ein Ende haben wird – Nescitis qua hora – wir dürfen mit dem Zuspruch warten, dass Hoffnung berechtigt ist. Gerade in der Adventszeit haben wir besonders vor Augen, dass wir auf etwas warten, das mit Freude und Hoffnung verbunden ist. An Heilig Abend feiern wir die Geburt des Hoffnungsträgers der Christenheit schlechthin. Was in ihr liegt zu zeigen, dafür braucht es eine ganze Lebensgeschichte, und viele Bibeltexte, um davon zu erzählen. Denn auch diese Hoffnung kommt nicht aus ohne Dunkelheit und Verzweiflung, wie sie etwa die Jünger Jesu auf dem Wege bis hin zu Ostern mit durchleben müssen. Eigentlich ist das ganze Kirchenjahr mit seinen biblischen Geschichten und Predigttexten geprägt von diesen Ambivalenzen des Wartens, in denen Hoffen und Bangen so eng beieinanderliegen, und begleitet so unser Leben mit seinem Bangen und Hoffen.

Und wie war es weitergegangen mit meinen Gartenbauversuchen im Jahr 2021 und der erhofften reichen Ernte?

Seit Mai, als ich den Rosenkohl ins Freibeet gesetzt hatte, habe ich irgendwie auf den ersten Frost gewartet, um ihn endlich ernten zu können. Anfang dieser Woche war es dann so weit: kalte Nächte mit leichtem Frost, tagsüber etwas wärmer, also ran an den Rosenkohl. Die Enttäuschung folgte auf den Fuß: Die Röschen waren größtmäßig eher mit Kichererbsen zu verwechseln und für eine ernstzunehmende Mahlzeit reichte die Menge auch nicht. Da wartet man monatelang und das Ergebnis ist ernüchternd. Was also tun, wenn das Warten nicht mit reicher Ernte belohnt ist? Ich habe die Sorte kurzerhand in „Baby Rosenkohl“ umgetauft, analog zu „Baby Spinat“. Ich möchte jetzt nicht allen Misserfolgen in der Ernte attestieren, dass sie sich derartig leicht in etwas Positives deuten lassen. Aber mein Baby Rosenkohl ist für mich diese Woche das Bild von Resilienz: Durch kreative Anpassung an die Situation, gepaart mit ein bisschen Selbstironie, habe ich einen Umgang mit meiner kleinen Gartenkrise gefunden. Und im Frühjahr kann ich einen neuen Versuch starten. Da werde ich es mit einer Kürbispflanze versuchen. Wenn das Wetter mal feucht, mal warm ist, habe ich gelesen, dann gibt es einen Riesenkürbis. Ich werde warten ... und es wird mich an Jakobus Kap 5, die 7 und 8 denken lassen:

„Siehe, der Bauer wartet auf die kostbare Frucht der Erde und ist dabei geduldig, bis sie empfangen den Frühregen und Spätregen. Seid auch ihr geduldig und stärkt eure Herzen; denn das Kommen des Herrn ist nahe.“

Und der Friede Gottes, der höher ist denn all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen

Die nährenden Natur: Ps 104
Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost
12. Dezember 2021, 3. Advent

Liebe Gemeinde,

der Universitätsprediger hat mit der Textwahl Psalm 104 – neben Psalm 8 einer der großen sog. Schöpfungspsalmen des AT – und mit der Themenvorgabe „Die nährenden Natur“ am dritten Adventssonntag eine reizvolle Interpretationsaufgabe gestellt, man könnte auch sagen: eine Herausforderung in den Weg gelegt, eine Herausforderung, die von Tag zu Tag wächst, was er bei der Erstellung des Programms nicht ahnen konnte, man müsste fast schon einen neuen Titel formulieren: statt: Die nährenden Natur - die verzehrende Natur.

Der 3. Advent ist in der Tradition der evangelischen Kirche mit Johannes dem Täufer, dem Bußprediger, also mit dem Thema metanoia, Buße tun, Umkehren, Umdenken, verknüpft, und mit dem prophetischen Trostruf aus Jesaja 40 verbunden: Tröstet, tröstet mein Volk.

Nicht von ungefähr erklingt das Gloria am 2. und 3. Advent nicht, es sind die beiden stillen Sonntage in der Adventszeit, Tage der Besinnung und Vorbereitung auf das Weihnachtsfest.

„Besinnung in der Stille“ – das ist das passende Leitwort für den 3. Advent, erst recht nach fast zwei Jahren Pandemie, in der vierten Welle, vermutlich noch mitten drin, oder schon in der fünften.

Der Besinnung gibt der 104. Psalm reichlich Nahrung: Denn er spricht nicht vom Menschen als Herrn der Schöpfung mit seinen vielfältigen Gaben und Begabungen, sondern vom Schöpfer als Herrn alles Geschaffenen, von der geradezu persönlichen Beteiligung des Schöpfers als tätigem Gestalter.

Doch ehe wir über Schöpfer und Schöpfung, Natur und Kultur in der Predigt weiter nachdenken, wollen wir mit Worten eben dieses 104. Psalms im Wechsel beten.

Predigt zu Psalm 104

Liebe Gemeinde,

unter anderen Umständen hätte ich Ihnen heute den 104. Psalm vielleicht als ein buntes Kinderbilderbuch oder als antikes Naturkunde-Buch nahegebracht, das waren meine ersten Überlegungen.

In diesen Tagen und Wochen aber, wo wir einigermaßen eingeschüchtert von der Gewalt der Natur, der Viren, der Vulkane, der Winde und Wogen auf unser Leben schauen, stellt sich die Frage nach der Natur nicht beschaulich besinnlich, auch nicht vor allem wissenschaftlich, sondern ziemlich aktuell – dramatisch, richtig krass: Was macht die Natur mit uns, die wir doch auch ein Teil von ihr sind? Lässt sie uns leben oder vernichtet sie uns mit der Kraft der Viren?

Die Verfasserin von Psalm 104 ist voller Staunen, sie betrachtet die Welt, ja das Weltall insgesamt als ein Wunderwerk, das kein Mensch je hätte hervorbringen können. Wie recht sie hat!!

Und so beschreibt sie – und ich bleibe heute konsequent bei der weiblichen Form – weil ich diese abgehackten Wortmisshandlungen Autor:in oder Verfasser:in nicht mag, jedenfalls nicht als Würdigung der Frau empfinde, ich bleibe bei der weiblichen Sprachform auch und vor allem deshalb, weil ich mir als Verfasserin dieses Psalms durchaus eine Frau vorstellen kann, denn sie beschreibt Gottes Wunderwerk Welt ganz differenziert und beginnt gleich mit einem Bild, das ich mir eher von einer Frau als von einem Mann geschrieben denken kann:

Ihr Lob Gottes beginnt sie mit den Worten: Du bist schön und prächtig geschmückt, Licht ist das Kleid, das Du anhast! Das ist ästhetisch schön, aber es ist auch naturwissenschaftlich zutreffend: Denn ohne Licht gibt es kein organisches Leben. Die Quelle des Lebens ist das Licht.

Und sie fährt bildhaft und doch auch die Natur betrachtend und erforschend fort: „Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich und das Erdreich steht fest auf Säulen.“ So hat es sich die Naturwissenschaft der Antike vorgestellt: die Erde eine Scheibe oder Platte auf festen Stützen, von Wasser umspült. Der Himmel darüber wie ein Zelt, oder eben wie ein Teppich, an dem die Sterne befestigt sind.

Und dann beobachtet die Autorin die Wolken, Luft und Winde, Donner und Wasserfluten, und den Wachstumsprozess der Pflanzen; sie spricht darüber wie eine Gärtnerin, wie eine Frau, die eine Hauswirtschaft führt.

Auch Tiere und ihre Lebensformen werden aufgezählt, die Jahreszeiten und die Tageszeiten beschreibt sie:

Du hast den Mond gemacht, das Jahr danach zu teilen, die Sonne weiß ihren Niedergang.

Du machst Finsternis, dass es Nacht wird.

Der Grundgedanke dieser Dichtung ist die Deutung, dass Gott die Welt gut geordnet hat. Eine geordnete Welt beschreibt die Dichterin.

Vielleicht hat sie dieses Gedicht, dieses Anbetungsgebet in einer Zeit geschrieben, in der die Menschen ähnlich verschreckt waren wie wir heute angesichts der Pandemie und an eine Ordnung der Welt kaum glauben können. Vielleicht hat sie gegen den Schrecken angeschrieben. Denn es ist ja die Erfahrung der Dichterinnen und der Schriftsteller: Wer glücklich ist, schreibt nicht.

Liebe Gemeinde,

stellen wir uns also vor: Hier schreibt eine Frau gegen das Chaos in ihrem Leben, in ihrer Umgebung an, versucht sich ihre Welt zu ordnen, die Natur als Nährmutter zu begreifen, wilde Tiere gehören dazu, junge Löwen, die nachts bis zum Sonnenaufgang andere Tiere als Beute zu ihrer Ernährung suchen und reißen, und Erdbeben kommen vor, und rauchende Berge, aber sie können das Lebensgefühl der Dichterin nicht grundsätzlich erschüttern: Die Welt, in der sie lebt, ist ein Wunderwerk an Ordnung...

Man kann sich gut vorstellen, dass aus solchen genauen, plastischen Beschreibungen nach und nach Naturkunde, Naturforschung und Naturwissenschaften entstanden sind, zunächst um die Welt als Ordnung abzubilden, zu beschreiben und zu begreifen, sodann aber auch, um sie zu pflegen und zu verfeinern.

Aber es bleibt auch in unserer Zeit die Frage: Nährt uns die Natur oder verzehrt sie die Menschen?

Man wird wohl sagen müssen: die Natur nährt und verzehrt uns zugleich, so wie alles Fleisch Gras ist und verwelkt und vergeht, wie es in einem anderen Psalm von den Menschen gesagt ist, so wie wir Menschen nur eine begrenzte Lebensdauer haben – im Rheinland könnte ich auch ein bisschen augenzwinkernd von „Haltbarkeitsdatum“ sprechen, so ist es auch mit allen anderen Lebewesen. Sie alle, wir alle nähren uns von der Natur und sie verzehrt uns zugleich. Das ist die natürliche Spannung im Leben aller Lebewesen.

Liebe Gemeinde!

Besonders spannend ist dann aber, was die geistigen Fähigkeiten des Menschen möglich machen, wie sie den Umgang mit der Natur, auch mit unserer eigenen Natur differenzieren, und die nährenden gegen die verzehrenden Kräfte der Natur einzusetzen sich bemühen.

In dieser Spannung leben wir an einer Universität ganz besonders. Universitäten sind von Anfang an Einrichtungen zur Bearbeitung der Spannung von Nähren und Verzehren gewesen und sind es weiterhin, natürlich vor allem am Nähren

interessiert, aber gerade deshalb auch an den Prozessen des Verzehrens forschend: Wie man den Viren das Verzehren verwehren könnte, Viren, die sich von Menschen ernähren, daran forscht die Medizin nicht erst seit den Entdeckungen von Ignaz Semmelweis und Robert Koch, aber seitdem verstärkt und mit immer feineren Instrumenten, denken Sie nur an Röntgenstrahlen, Ultraschall oder neuerdings Operationsmethoden mit Robotern, aber natürlich ist auch an die mikrobiologische Forschung zu denken.

Mit Geisteskraft die Welt gestalten, die Natur bezwingen, damit sie die Menschen nährt und nicht verzehrt, das ist der vornehme Auftrag, der den Menschen in den Schöpfungsberichten der Bibel zugeschrieben wird; aber in allen Kulturen ist dieser Auftrag als Grundmotiv erkennbar. Wo immer sich Kultur entfaltet, hat sie eben diesen Auftrag: Die Natur zu gestalten, um die Menschen zu nähren und dem Verzehren zu wehren. Dieses Motiv liegt aller Kulturarbeit zu Grunde.

Indessen ist das Maß menschlicher Weltbeherrschung längst strittig geworden: Schon die Sage von Prometheus spricht davon, dass der Umgang der Menschen mit technischen Möglichkeiten zum Spiel mit dem Feuer werden kann. Und Goethes „Zauberlehrling“ bringt die gleiche Problematik von Maß und Übermaß der Naturbeherrschung im Blick auf das Wasser zum Ausdruck.

Aber es gibt doch tagtäglich zahlreiche eindrucksvolle Beispiele, wie Menschen ihren Geist einsetzen, um die nährenden Kraft der Natur zu pflegen und die verzehrenden Einflüsse menschlicher Naturbeherrschung zu mildern.

Ich denke an den aufschlussreichen Beitrag unserer Kollegin Holm-Müller im Rahmen des Gottesdienstes am 1. Advent über den maßlosen Ressourcenverbrauch in der Gegenwart, aber auch an eine Begegnung nach jenem Gottesdienst am 1. Advent, vor zwei Wochen also, als mir ein Mitglied unserer Schlosskirchengemeinde, das sich seit vielen Jahren um die Renaturierung der Flussauen an der Sieg in Niederkassel bemüht, weitere Informationen ankündigte. Er mailte mir einen Werbeflyer für den Verein, den er zu dieser Naturpflege gegründet hat. Pfaffenhütchen e.V. hat er diesen Verein genannt, weil die Früchte dieses Gehölzes, des Pfaffenhütchens, zwar giftig sind, aber dieser Busch für die Pflege der Artenvielfalt besonders geeignet ist; außerdem ist der Titel des Vereins natürlich besonders witzig, wenn man selbst Pfarrer im (Un-) Ruhestand ist: Pfaffenhütchen e.V. !!

Mit Witz, mit Scharfsinn, Humor und Empathie, nicht mit Vorwitz wird sich die Menschheit am Leben halten, so Gott will, aber die Entscheidung zwischen Witz und Vorwitz wird stets strittig bleiben.

Liebe Gemeinde!

Was hat dieses Sinnen über Natur und Kultur, über Nähren und Verzehren mit Jesus Christus zu tun? – wird mich eine engagierte, langjährige PredigthörerIn sicher wieder fragen, oder noch deutlicher: Brauche ich dazu Jesus, reicht nicht der Gedanke an Gott?

Die Psalmen gehörten natürlich zu seinem Lernstoff als junger Rabbi in Israel und der Geist dieser Dichtung hat Spuren in seiner Lehre und seinem Leben hinterlassen, man könnte sie im Einzelnen aufspüren, nur wenige Beispiele:

Die differenzierte Naturbeobachtung schlägt sich in seinen Gleichnissen nieder: die selbstwachsende Saat, die Gleichnisse vom Säemann, vom Senfkorn, vom Sauerteig ... die Betrachtung der Lilien auf dem Feld und der Vögel unter dem Himmel ...

... Er wendet all diese Erkenntnisse ganz sanft, voller Poesie auf die Beschreibung der Natur und des Lebens an: Das Himmelreich gleicht den natürlichen Prozessen, die alle beobachten können ... und die nichts Gewaltsames an sich haben: Das Himmelreich ist nicht wie ein junger Löwe und kommt nicht daher wie ein dröhnender Streitwagen oder wie ein Panzer: Sanftmütig und reitet auf einem Esel, auf dem lastbaren Füllen der Eselin kommt Jesus zur Tochter Zion, Jerusalem ... und erleidet die Gewalt seiner Gegner ... Denn die Macht der Ohnmacht fordert noch immer Gewalt heraus.

Und damit sind wir vom Psalm 104, vom Gedicht der Dichterin über die Schöpfung, wieder zum Advent gekommen, dem Warten und vor allem dem Hoffen, dem Grundprozess alles Gebärens und Ernährens, dem Warten und Hoffen, dass der Lehrer Jesus mit seinen Gedanken und seinem Geist unter uns wirksam wird, uns mit den Naturbildern seiner Botschaft nicht vergiftet und vernichtet, sondern ernährt.

Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, sanftmütig und reitet auf einem Esel, dem lastbaren Füllen der Eselin. Amen.

Wolken, regnet Gerechtigkeit: Jes 45,4-8

Prof. Dr. Wolfram Kinzig

19. Dezember 2021, 4. Advent

Begrüßung zu Beginn des Gottesdienstes:

In unserer Predigtreihe „Schöpfung“, „Natur“, „neue Kreatur“ wollen wir uns heute einem Text aus dem zweiten Teil des Buches Jesaja, dem sogenannten Deuterjesaja, zuwenden. Man hat ihn in der christlichen Tradition mit der Adventszeit verknüpft. Friedrich Spee hat ihn in seinem Lied „O Heiland, rei die Himmel auf“ verwendet, welches wir nachher singen werden. Die Ursprünge gehen aber noch weiter zurück auf eine mittelalterliche Antiphon, einen Wechselgesang, den man in der katholischen Kirche im Advent gesungen hat und der den zentralen Vers aus unserem Predigttext, nämlich Jesaja 45, Vers 8, aufgreift:

*Rorate caeli desuper,
et nubes pluant iustum:
aperiatur terra,
et germinet Salvatorem.
„Tautet Himmel, von oben,
ihr Wolken, regnet den Gerechten:
Es öffne sich die Erde
und sprosse den Heiland hervor.“*

Diese Übersetzung in der lateinischen Bibel, der Vulgata, ist nicht richtig: Deuterjesaja spricht nicht vom Gerechten als einer Person und nicht vom Heiland, sondern von der Gerechtigkeit und vom Heil. Christus ist damit sicher nicht gemeint. Warum der Text dennoch etwas mit dem Advent zu tun hat – das werden wir in der Predigt hören.

Lektor/Lektorin: Liebe Gemeinde,

der Predigttext für den heutigen Gottesdienst steht im Buch Jesaja, im 45. Kapitel, Verse 4 bis 8. Sie finden ihn auch auf dem ausgeteilten Blatt:

„4 Um meines Knechtes Jakob willen, um Israels, meines Erwählten, willen habe ich dich bei deinem Namen gerufen; ich habe dir einen Ehrentamen gegeben, ohne dass du mich kanntest. 5 Ich bin der HERR und sonst niemand; außer mir gibt es keinen Gott. Ich habe dir den Gürtel angelegt, ohne dass du mich kanntest, 6 damit man vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang erkennt, dass es außer mir keinen Gott gibt. Ich bin der HERR und sonst niemand. 7 Der das Licht formt und das Dunkel erschafft, der das Heil macht und das Unheil erschafft, ich bin der HERR, der all dies macht. 8 Taut, ihr Himmel, von oben, ihr Wolken, lasst Gerechtigkeit regnen! Die Erde tue sich auf und bringe das Heil hervor, sie lasse Gerechtigkeit sprießen. Ich, der HERR, erschaffe es.“ (Jes 45,4-8).

Sprecher/in 1: Lieber Wolfram, musstest Du wirklich diesen Text für den 4. Advent nehmen? Jetzt steht Weihnachten vor der Tür, die Menschen sehnen sich in all der Pandemie-Verunsicherung nach Kerzenglanz, Weihnachtsliedern und Trostworten, und Du kommst mit einem Prophetenspruch daher, den ich nur als Legitimation eines antiken Imperialismus lesen kann!

Sprecher/in 2: Liebe Maria, mein alter Lehrer in Religionswissenschaft in Lausanne, Carl-Albert Keller, hatte einmal – es dürfte im Jahre 1981 oder 1982 gewesen sein – uns Studierende zu einem Abendessen zu sich nach Hause eingeladen. Beim Nachtisch, über dem obligatorischen Bircher Müsli, meinte er, man könne über jeden biblischen Text predigen, egal wie abgelegen. Darauf einer meiner Kommilitonen vorlaut: „Können Sie auch über die Größenmaße des Tempels Salomos, die in 1. Könige 6 aufgeführt werden, predigen?“ Er antwortete: „Na klar“ – und er hat im Fakultätsgottesdienst am darauffolgenden Freitag über eben diese Maße gepredigt. Es gibt also keinen Text in der Bibel, über den man nicht predigen kann. Ich muss allerdings zugeben – seine Predigt war schon reichlich bemüht...

Bei mir war es der Universitätsprediger, der mir diese Verse vorgeschlagen hat. Und da stehen wir nun... Aber Spaß beiseite: Imperialismus? Was ist denn an diesem Vers imperialistisch:

L:

„Taut, ihr Himmel, von oben, ihr Wolken, lasst Gerechtigkeit regnen! Die Erde tue sich auf und bringe das Heil hervor, sie lasse Gerechtigkeit sprießen. Ich, der HERR, erschaffe es.“ (Jes 45,8).

Das ist doch ein wunderschönes Bild für eine gerechte Welt.

Spr. 1: Das klingt nur so idyllisch, weil Du die Sätze aus dem Kontext reißt. Der, der hier angesprochen wird, ist ja der Herrscher eines Großreichs, der bei seinen Nachbarn auf Beutezug geht. Lies mal die Verse, die unserem Predigttext vorausgehen:

L:

„1 So spricht der HERR zu seinem Gesalbten, zu Kyrus: Ich habe ihn an seiner rechten Hand gefasst, um ihm Nationen zu unterwerfen; Könige entwaffne ich, um ihm Türen zu öffnen und kein Tor verschlossen zu halten: 2 Ich selbst gehe vor dir her und ebne Ringmauern ein. Ich zertrümmere bronzene Tore und zerschlage eiserne Riegel. 3 Ich gebe dir verborgene Schätze und Reichtümer, die im Dunkel versteckt sind. So sollst du erkennen, dass ich der HERR bin, der dich bei deinem Namen ruft, ich, Israels Gott.“ (Jes 45,1-3).

Spr. 1: Und später heißt es:

L:

„So spricht der HERR: Der Ertrag Ägyptens und der Gewinn von Kusch und die Sabäer, hochgewachsene Männer, sie werden herüberkommen zu dir und dir gehören, hinter dir her werden sie gehen, in Fesseln dahinziehen, und vor dir werden sie sich niederwerfen [...]“ (Jes 45,14).

Spr. 1: Ich übersetze das mal in heutiges Deutsch: Gott beauftragt den persischen König Kyros II. im Jahre 539, einen Eroberungskrieg zu führen und dabei auch die in Babylon im Exil lebenden Israeliten zu befreien. Gott selbst macht die Mauern platt, damit das Streitheer des großen Königs beim Morden und Plündern zügig vorankommt. Und am Ende werden die Krieger der besiegten Völker als Kriegsgefangene und Sklaven hinter Kyros herziehen. Die Anerkennung des Gottes Israels wird also durch einen brutalen Gewaltakt vollzogen – und umgekehrt: Gott steht auf der Seite der Mächtigen, der Unterdrücker, der Kriegstreiber. Das erinnert mich an die Koppelschlösser der deutschen Soldaten im 1. Weltkrieg, auf denen bekanntlich stand: „Gott mit uns“. Was für eine grässliche Theologie!

Spr. 2: Aber Gott nimmt doch irdische Mächte in den Dienst, um Recht und Gerechtigkeit durchzusetzen. Das ist doch die Pointe des Textes.

Spr. 1: Man kann aber doch Recht und Gerechtigkeit nicht mit imperialistischer Eroberungspolitik erzwingen.

Spr. 2: Jüdinnen und Juden konnten aber nach der ethnischen Säuberung und Verschleppung im Jahre 597 dank des Feldzugs des Kyros sehr wohl aus dem babylonischen Exil wieder in ihre alte Heimat zurückkehren. Das geschehene Unrecht wurde geheilt.

Spr. 1: Was da wohl die gesagt haben, die noch in Judäa lebten, als die Migrantinnen und Migranten ankamen und nun plötzlich wieder in ihre alten Häuser wollten. Das muss zu massiven Konflikten geführt haben. Das kennen wir doch aus modernen Vertreibungen.

Aber mal abgesehen davon: Es kam doch gar nicht zur Gründung eines jüdischen Reiches. Stattdessen lebten nun alle unter persischer statt babylonischer Besatzung. Eine Großmacht hatte die andere abgelöst. Das soll ein Ausdruck von Recht und Gerechtigkeit sein?

Spr. 2: Ich gebe Dir zu: Der Bibeltext ist nicht ohne Schwierigkeiten. Aber er ist damit ja nicht erschöpft. Denn Gott nennt durch den Propheten weitere Gründe, warum er Kyros losschickt:

L:

„3 So sollst du erkennen, dass ich der HERR bin, der dich bei deinem Namen ruft, ich, Israels Gott. 4 Um meines Knechtes Jakob willen, um Israels, meines Erwählten, willen habe ich dich bei deinem Namen gerufen; ich habe dir einen Ehrentamen gegeben, ohne dass du mich kanntest. 5 Ich bin der HERR und sonst niemand; außer mir gibt es keinen Gott. Ich habe dir den Gürtel angelegt, ohne dass du mich kanntest, 6 damit man vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang erkennt, dass es außer mir keinen Gott gibt. Ich bin der HERR und sonst niemand.“ (Jes 45,3-6).

Spr. 2: Wenn nun ich das einmal in einfachem Deutsch zusammenfassen darf: Kyros wird erstens siegreich sein, damit er erkennt, dass der Gott Israels der einzige Herr ist – nicht die persischen Götter. Ja, Kyros wird sogar erkennen, dass es überhaupt keine anderen Götter gibt. Zweitens wird nicht nur Kyros, alle Völker werden erkennen, dass der Gott Israels der einzige Herr ist. Und Kyros wird, drittens, Israel, das von Gott erwählte Volk, befreien. So kommen Recht und Gerechtigkeit zur Geltung.

Spr. 1: Ach ja? Hat Kyros denn anerkannt, dass der Gott Israels der einzige Herr ist? Unter ihm sind ja, wie ich in einer neuen Geschichte Israels gelesen habe, die Exilierten gar nicht zurückgekehrt, geschweige denn, dass er den Befehl zum Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem gegeben hätte.¹⁶

Spr. 2: Ja, da hast Du recht, das kann man da lesen. Es hat sehr viel länger gedauert, und die Einzelheiten liegen weithin im Dunkeln.

Spr. 1: Sehr klar ist aber: Der jüdische Monotheismus hat sich keineswegs überall auf der Welt – vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang – durchgesetzt.

Spr. 2: Nein, hat er nicht.

Spr. 1: Nicht einmal in der christlichen Version. Und leben wir in einer Welt, in der die Wolken Gerechtigkeit regnen lassen und die Erde Gerechtigkeit sprießen lässt?

Spr. 2: Nein, sicher nicht.

Spr. 1: Ja, aber, lieber Wolfram, was kannst Du dann noch sagen – außer: Weg damit! – das geht mich nichts mehr an? Vielleicht hatte Dein alter Lehrer doch unrecht – darüber kann man nicht mehr predigen!

¹⁶ Ernst Axel Knauf/Hermann Michael Niemann, Geschichte Israels und Judas im Altertum, Berlin/Boston 2021, S. 317.

Spr. 2: Nein, liebe Maria, so verstanden, geht mich der Text in der Tat nichts mehr an. Aber Juden und Christen haben diesen Text nicht nur so verstanden. Der Text hat mehr als eine Bedeutung.

Spr. 1: Welche denn noch?

Spr. 2: Er weist – ich wiederhole mich – darauf hin, dass der Gott Israels, der ja auch der Gott Jesu Christi ist, der einzige Gott ist. Er ist der Gott aller Menschen, Israels und der Völker. Dieser Gott hat das Licht gebildet und die Finsternis geschaffen, er ist der Schöpfer dieser Welt. Das ist ein Grundsatz der ganzen Bibel. Von diesem Satz her muss man diesen Text aufschließen und dann fragen, was daraus folgt. Das heißt zunächst, dass die Macht aller weltlichen Gewalten eine Grenze hat. Sie können nur so weit gehen, wie Gott es ihnen erlaubt.

Spr. 1: Na, da erlaubt Gott aber ziemlich viel.

Spr. 2: Ja, das weiß der Prophet aber auch: Er sagt nämlich, dass Gott „das Heil macht und das Unheil erschafft“ (V. 7). Gewalt und Ungerechtigkeit sind nicht Heil, sondern Unheil, und dieses Unheil geht irgendwie auch auf Gott zurück. Das ist die dunkle Seite dieses Textes.

Spr. 1: Dieser Text scheint mir nur dunkel zu sein. Gibt es denn auch eine helle Seite?

Spr. 2: Ja. Daraus, dass Gott zusagt, dass die Wolken Gerechtigkeit regnen und die Erde Heil hervorbringen wird, folgt nämlich die Überzeugung, dass das Unrechtschaos keinen Bestand hat. Unrecht herrscht nur vorübergehend – am Ende werden Heil und Gerechtigkeit siegen.

Spr. 1: Aber das war doch nicht der Fall!

Spr. 2: Nein, war es nicht – aber ich denke, dass der Prophet auch genau gewusst hat, dass mit Kyros kein Reich der Gerechtigkeit anbrechen wird.

L:

„9 Wehe dem, der mit seinem Schöpfer rechnet, eine Scherbe unter irdenen Scherben! Sagt denn der Ton zu seinem Töpfer: Was machst du? und sagt dein Werk: Er hat kein Geschick? 10 Wehe dem, der zum Vater sagt: Was zeugst du? und zur Frau: Was gebierst du?“ (Jesaja 45,9-10).

Spr. 2: Hier werden Einwände abgewehrt. Welche das sind, darüber schweigt der Text. Aber es gab schon damals Zweifel an der Prophezeiung. Und es ist tatsächlich nicht so eingetroffen, wie vorhergesagt. Durch die Rückkehr der Exulanten konnte allenfalls das schlimmste Unrecht rückgängig gemacht werden.

Spr. 1: Eben: Wo hat es denn Gerechtigkeit vom Himmel geregnet?

Spr. 2: Aber meinst Du denn, man hat das tatsächlich in der Gegenwart erwartet? Dann wäre das ein merkwürdig weltfremder Text. Man mag den Verfassern des Alten Testaments alles Mögliche vorwerfen, aber weltfremd waren sie nicht. Nein, das ist ein Geschehen, das über die irdische Geschichte hinausgeht. Kyros ist nur der Anfang dieser Geschichte – die Verheißung wird sich erst am Ende der Zeiten erfüllen.

L:

*„22 Wendet euch mir zu und lasst euch erretten, alle Enden der Erde, denn ich bin Gott und sonst niemand! 23 Ich habe bei mir selbst geschworen: Aus meinem Mund ist Gerechtigkeit hervorgegangen, ein unwiderrufliches Wort: Vor mir wird jedes Knie sich beugen und jede Zunge wird schwören: 24 Nur beim HERRN – sagt man von mir – sind Heilstaten und Stärke. Beschämt kommen alle zu ihm, die gegen ihn entbrennen. 25 Alle Nachkommen Israels bekommen ihr Recht und erlangen Ruhm durch den HERRN.“
(Jesaja 45,23-25).*

Spr. 2: Der Text spricht im Futur: Diese Zeit hier ist noch mit Heil und Unheil angefüllt. Manchmal sehen wir das Wirken Gottes, in anderen Zeiten ist es uns verborgen, aber selbst in den unheilvollen Stunden ist er uns nicht fern. Erst am Ende werden wir alle zum Herrn kommen.

Spr. 1: Das kann ich nachvollziehen. Aber die Prophezeiung gilt doch Israel. Was hat das mit uns Christen im 21. Jahrhundert zu tun?

Spr. 2: Zunächst einmal nichts – obwohl sich die Verheißung, dass sich Gottes Gerechtigkeit durchsetzen wird, schon an alle Menschen richtet. Aber sicher: Es ist gesagt für Menschen im 6. Jahrhundert vor Christus. In Kyros zeigt sich die Macht Gottes. Aber bereits im Buch Jesaja gibt es eine Spur zu uns. Denn Kyros ist nicht der Einzige, den Gott erwählt hat – es gibt hier noch einen weiteren Erwählten, jenen geheimnisvollen Knecht Gottes, der bei Jesaja sagt:

L:

*„Ich hielt meinen Rücken denen hin, die mich schlugen, und meine Wange denen, die mir den Bart ausrissen. Mein Gesicht verbarg ich nicht vor Schmähungen und Speichel.“
(Jes 50,6).*

Spr. 2: Dieser Geschlagene und Bepuckte wird von Gott erhöht werden:

L:

„Siehe, mein Knecht wird Erfolg haben, er wird sich erheben und erhaben und sehr hoch sein.“ (Jes 52,13).

Spr. 2: Dieser Gottesknecht ist nun definitiv kein Imperialist!

Spr. 1: Du meinst also: So wie das heute im Buch Jesaja steht, muss man es zusammennehmen und zusammenlesen – Kyros und der Gottesknecht sind beide Erwählte Gottes?

Spr. 2: Genau. Dadurch wird der Imperialismus des Kyros geradezu gezähmt: Nicht nur der Triumphator, auch der Knecht, der Sklave handelt im Auftrag und als Werkzeug Gottes. Aber mehr noch: Spätere Generationen haben diese Vorstellung, dass Gott sich irdischer Personen bedient, auf ihre eigene Gegenwart bezogen. Für die Christen handelt Gott wahrscheinlich nicht in Kyros und vielleicht auch nicht in dem geheimnisvollen Gottesknecht, aber ganz sicher in Jesus Christus – doch die Botschaft ist dieselbe: Es geht um die Anerkennung des Herrn und die Aufrichtung der Gerechtigkeit. Paulus betont das eigens im Philipperbrief, dass der, der am Kreuz gestorben ist, erhöht wurde, ...

L:

„... 10 damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihr Knie beugen vor dem Namen Jesu 11 und jeder Mund bekennt: Jesus Christus ist der Herr zur Ehre Gottes, des Vaters.“ (Phil 2,10-11).

Spr. 2: Und eben dieser Herr selbst, den wir in Christus bekennen, ist für uns Gerechtigkeit, eine Gerechtigkeit, die weit über die irdischen Verhältnisse hinausgeht:

L:

„Von ihm her seid ihr in Christus Jesus, den Gott für uns zur Weisheit gemacht hat, zur Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung.“ (1. Kor 1,30).

Spr. 2: Der historische Kyros ist für uns nicht wichtig. Er ist nur eine Etappe einer längeren Entwicklung im Gottesverständnis. Es geht darum zu verstehen, dass Gott uns nahe ist, und zwar nicht nur in der Kirche oder in der Natur, sondern auch in anderen Menschen. Das möchte das Wort an den persischen König uns deutlich machen. Aber bei dieser Erkenntnis bleibt es nicht. Die Lieder vom Gottesknecht bei Jesaja und die Christusgeschichte lehren: Die Gegenwart Gottes führt gerade nicht zu Gewalt – ganz im Gegenteil.

Spr. 1: Das leuchtet mir ein. Aber kann man dann nicht sogar sagen: Der Verfasser des Kyrosspruchs hat das selbst gesehen? Denn der Vers vom Regen und dem Wachsen der Gerechtigkeit passt ja im Grunde gar nicht zu der doch sehr martialischen Rhetorik der anderen Verse.

Spr. 2: Genau. Das Buch Jesaja selbst, so wie wir es heute haben, korrigiert bereits unseren Text. Ganz sicher wird er im Neuen Testament korrigiert: Christus ist kein Imperialist, im Gegenteil: Er hat Gewalt gerade nicht ausgeübt – er hat sich erniedrigt im Dienst an den Menschen und ist am Ende auch daran zugrunde gegangen. In Christus sind das Heil und die Gerechtigkeit Gottes Wirklichkeit geworden.

Spr. 1: Aber was hat das mit Weihnachten zu tun?

Spr. 2: Nun, wir feiern an Weihnachten eben diese Geschichte der Niedrigkeit und Gewaltlosigkeit: Denn das ist doch der Sinn der Erzählung von der Geburt Christi im Stall und in der Krippe. Um unseretwillen in Schmutz und Kot geboren zu werden und am Kreuz zu sterben – tiefer geht es nicht. Eine größere Solidarität mit der Not der Menschen, einen deutlicheren Hinweis auf das, was Heil und Gerechtigkeit sind, kann es nicht geben.

Spr. 1: Wenn man das weiterdenkt, kommt man also zu folgendem Schluss: Gott bedient sich vielleicht des persischen Königs, um seine Macht zu demonstrieren – wer weiß? (Ich bleibe da skeptisch.) Aber er demonstriert diese Macht ganz gewiss in dem Kind in der Krippe. Denn seine Macht ist eine Macht in der Ohnmacht.

Spr. 2: Ja: Gottes Macht ist eine Macht in der Ohnmacht und so ganz anders als die Mächte dieser Welt.

Spr. 1: Man muss also unseren heutigen Text im Kontext des Buches Jesaja lesen, im Kontext des ganzen Alten Testaments und im Kontext der gesamten Bibel, und je nachdem, in welcher Perspektive man das tut, sind die Lesarten verschieden und korrigieren sich auch gegenseitig?

Spr. 2: Genau so ist es. Aber das Ziel ist eigentlich immer dasselbe: Es geht um Anerkennung der Herrschaft des Gottes Israels, der der Welt Gerechtigkeit und Frieden bringt. Die Weihnachtsbotschaft ist, wenn man genau hinschaut, im Alten Testament enthalten. So steht es ja schon im ersten Teil des Jesajabuches. Wie Luther so eindrucksvoll übersetzt hat:

L:

„5 Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst; 6 auf dass seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Thron Davids und in seinem Königreich, dass er's stärke und stütze durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit.“ (Jes 9,5- 6).

Spr. 1: Das ist aber nicht Christus.

Spr. 2: Nein, die Verfasser des Jesajabuches meinten damit nicht Christus, genausowenig wie der Gottesknecht Christus meint. Aber die Christen haben die Botschaft Jesu genau so verstanden. Sie haben Christus mit diesen Worten und diesem Vokabular gedeutet. Er hat in seinem Leben und seinem Tun Recht und Gerechtigkeit auf Erden verwirklicht und ist so für uns der „Friede-Fürst“ geworden. Ist das kein weihnachtliches Trostwort?

Spr. 1: Doch, Du hast recht – vielleicht kann man doch über alle Texte der Bibel predigen...

Spr. 2: – Und der Friede Gottes,

Spr. 1: – der höher ist als all unsere Vernunft,

Gemeinsam: – bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Bibelübersetzungen: Einheitsübersetzung 2016

Literaturhinweis:

Ulrich Berges, Jesaja 40-48. Übersetzt und ausgelegt, 2. Aufl., Freiburg etc. 2020 (Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament)

Den Neuanfang feiern: Lk 2,1-10

Prof. Dr. Cornelia Richter; Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

24. Dezember 2021, Heiligabend

1. Im Arkadenhof (Eberhard Hauschildt)

Festlicher Empfang durch das Bläserquartett der Uni Bonn Bigband. Herzlich willkommen zur Weihnachtsandacht! Lesung aus dem Alten Testament/der Hebräischen Bibel Jesaja 9,1-6:

„1 Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell. 2 Du weckst lauten Jubel, du machst groß die Freude. Vor dir freut man sich, wie man sich freut in der Ernte, wie man fröhlich ist, wenn man Beute austeilt. 3 Denn du hast ihr drückendes Joch, die Jochstange auf ihrer Schulter und den Stecken ihres Treibers zerbrochen wie am Tage Midians. 4 Denn jeder Stiefel, der mit Gedröhn dahergeht, und jeder Mantel, durch Blut geschleift, wird verbrannt und vom Feuer verzehrt. 5 Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst; 6 auf dass seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Thron Davids und in seinem Königreich, dass er's stärke und stütze durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Solches wird tun der Eifer des Herrn Zebaoth.“

„Halleluja! Der Himmel freue sich und die Erde sei fröhlich vor dem Herrn; denn er kommt, denn er kommt zu richten das Erdreich! Halleluja!“ (Ps 96,11a.13a)

Wir singen Weihnachtslieder!

2. In der Schlosskirche (Cornelia Richter)

Herzlich willkommen in der Schlosskirche!

Herzlich willkommen hier in der Schlosskirche! Wie schön, dass wir diesen Weihnachtsabend gemeinsam feiern dürfen!

The same to our international guests: Welcome to the Schlosskirche! How wonderful it is to celebrate together!

„Fürchte dich nicht!“ – 67 Treffer in der Lutherbibel. „Fürchtet Euch nicht!“ Noch einmal 42 Treffer. Der Satz steht so häufig in der Bibel wie kaum ein anderer. Er scheint auch nötig zu sein. Denn wir haben allen Anlass uns zu fürchten – und wir fürchten uns auch: Klimakrise, Wirtschaftskrise, politische Krisen aller Arten, eine Pandemie, die zur chronischen Krise geworden ist, von den persönlichen Krisen ganz zu schweigen. „Fürchte dich nicht!“ In der Bibel wird dieser Satz immer dann gesagt, wenn es ernst wird. Wenn das Leben auf der Kippe steht, wenn es

nicht weiterzugehen scheint – und es dann doch, entgegen aller Erwartung, einen neuen Anfang gibt:

Gott sagt diese Worte zu Abraham, dem alten, kinderlosen Mann, der ein großes Volk werden wird. Später hören sie auch Zacharias und Elisabeth, auch sie alt und kinderlos (Lk 1,13) – ihr Sohn wird Johannes heißen. Gott sagt sie zu Hagar, die vertrieben ist und mit ihrem Säugling in der Wüste herumirrt – ihr Sohn Ismael wird ebenfalls zum Stammvater werden. Gott sagt sie zu Mose als Israel zweifelt und zagt. Der Satz fällt in politischen Krisen und vor Kriegen. Mehr als einmal hört ihn Jesaja, wenn sogar ihm, dem großen Propheten, die Kraft ausgeht. Und manchmal sagt Gott den Satz zu seinem ganzen Volk: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen!“ (Jes 43,1)

Im Zusammenhang mit der Weihnachtsgeschichte kommt der Satz gleich drei Mal vor: Zuerst begrüßt der Engel damit Maria: „Fürchte dich nicht, Maria! Du hast Gnade bei Gott gefunden.“ (Lk 1,30) Dann Josef; der ist zwar nicht alt, rechnet aber aus bekannten anderen Gründen nicht damit, Vater zu sein: „Fürchte dich nicht, Maria, deine Frau zu dir zu nehmen.“ (Mt 1,20). Und schließlich ist das „Fürchtet Euch nicht!“ den Hirten und allem Volk gesagt – und damit auch uns hier und heute: Hört das Evangelium nach Lukas, Kapitel 2, die Verse 1-20 [Mathias Schmoeckel liest]:

„1 Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde. 2 Und diese Schätzung war die allererste und geschah zur Zeit, da Quirinius Statthalter in Syrien war. 3 Und jedermann ging, dass er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt. 4 Da machte sich auf auch Josef aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum dass er von dem Hause und Geschlechte Davids war, 5 auf dass er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe; die war schwanger. 6 Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, dass sie gebären sollte. 7 Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. 8 Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde. 9 Und des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. 10 Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; 11 denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. 12 Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. 13 Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: 14 Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens. 15 Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten untereinander: Lasst uns nun gehen gen Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat. 16 Und sie kamen eilend und fanden beide, Maria und Josef, dazu das Kind in der Krippe liegen. 17 Da sie es aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, welches zu ihnen von diesem Kinde gesagt war. 18 Und alle, vor die es kam, wunderten sich über die Rede, die ihnen die Hirten gesagt hatten. 19 Maria aber behielt alle diese

Worte und bewegte sie in ihrem Herzen. 20 Und die Hirten kehrten wieder um, priesen und lobten Gott für alles, was sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war.“

Liebe Gemeinde! Wie vertraut uns diese Geschichte doch ist! Die meisten von uns hören sie Jahr für Jahr. Damit der gemeinsam gefeierte Weihnachtsabend wahrhaftig zur Heiligen Nacht wird.

Zur Heiligen Nacht, deren Botschaft so elementar ist wie unglaublich: Elementar, weil die Erzählung dieser Geburt menscheitsgeschichtlich relevant ist. Wenn in größter Not ein Kind geboren wird, greift uns das immer ans Herz. Sein erster Schrei mag für den Aufschrei der Menschlichkeit stehen, und trotzdem bringt der Blick in das Gesicht eines Neugeborenen die Konflikte dieser Welt wenigstens für einen Augenblick zum Schweigen – in Syrien, Belarus, oder vor unser eigenen Haustür. Mord und Totschlag treten zurück vor dem Wunder des Lebens. Wo das nicht so ist, muss es umso dringlicher gesagt werden. Der Philosoph Emmanuel Levinas hat ganz recht: Das Antlitz des Anderen wird uns zur ethischen Forderung.¹⁷ Deshalb legen wir heute in der Kollekte am Ausgang nicht nur für unsere Schlosskirche zusammen, sondern auch für das ökumenische Hilfsprojekt „Haus der Freude“, ein Hilfsprojekt für Menschen mit Beeinträchtigung in Syrien, durchgeführt von „Brot für die Welt“. Wir bitten Sie herzlich darum!

Aber in der Heiligen Nacht verbindet sich das Kind in der Krippe nicht nur mit einer ethischen Forderung. In der Heiligen Nacht verbindet sich das Kind in der Krippe mit dem Unglaublichen. Mit der visionären Hoffnungsbotschaft, dass der Heiland geboren ist. Dass wir in diesem Kind Gottes selbst ansichtig werden. Dass hier einer geboren wird, der später selbst zu anderen sagen wird „Fürchte dich nicht.“ Zum Beispiel zu Jairus, dem Vater der todkranken Tochter (Mk 5,36).

Wenn es bei der ethischen Forderung bliebe, dann würden wir uns vermutlich nur wieder fürchten. Denn wie sollten wir ihr gerecht werden? Was sollten wir schon bewirken? Selbst wenn sich unsere Kollekte heute mit den Kollekten der vielen anderen Kirchengemeinden zu einer hoffentlich großen und ziemlich hilfreichen Sammlung vereinen wird – die Weltprobleme haben wir damit nicht gelöst. Schauen wir doch hin in diese Welt voller Hass, voller Gewalt, voller Krankheit, voller Tränen. Mit unserer rationalen, empirisch geprägten Wahrnehmung der Welt wissen wir um unsere Grenzen. Wir wissen, wie hart uns das Ringen mit der dauernden Destruktivität ankommt. „Fürchte dich nicht“ – wie bitter nötig haben wir diese Mahnung, diesen Imperativ. Am Ende bleibt uns neben der Kollekte nur, gemeinsam zu beten – am besten und konzentriertesten mit jenen Worten, die Jesus Christus selbst zugeschrieben werden:

¹⁷ Vgl. E. Levinas: Totalität und Unendlichkeit, (1961) Freiburg/München 1980, 277-380.

*Vater unser im Himmel,
Dein Reich komme,
Dein Wille geschehe,
wie im Himmel so auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute,
und vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn Dein ist das Reich und die Kraft
und die Herrlichkeit in Ewigkeit.*

Amen.

Das Schöne und Tröstliche und unendlich Kluge an diesem Gebet ist, dass es die ethischen Grundbedürfnisse menschlichen Lebens klar benennt – und zugleich weit darüber hinausgeht. Wir bitten für uns und andere um das tägliche Brot, um Vergebung und Bewahrung, aber wir tun dies vor dem Reich Gottes, seiner Kraft und Ewigkeit. Um diese Verbindung hat auch Dorothee Sölle gewusst, die theologische Dichterin und politische Aktivistin. Deshalb hat sie die Vision nicht einfach nur in ein politisches Programm gepackt. Sondern in ein Glaubensbekenntnis: Credo. „Ich glaube an Gott“, so bekennt sie, „der die Welt nicht fertig geschaffen hat wie ein Ding das immer so bleiben muß [,] der nicht nach ewigen Gesetzen regiert die unabänderlich gelten“; „und an Jesus Christus der recht hatte als er ‚ein einzelner der nichts machen kann‘ genau wie wir an der Veränderung aller Zustände arbeitete und darüber zugrunde ging [;] an ihm messend erkenne ich wie unsere Intelligenz verkrüppelt [,] unsere Fantasie erstickt“ ist.¹⁸ Sölles Bekenntnis ist hart. Sie malt in kalten Farben Schwarz und Weiß, und fast kommt es einem vor als würde sie im Ringen mit dem Destruktiven gar keine positive Wendung mehr finden. Ganz so ist es nicht, weil sie der Analyse die Vision Jesu Christi entgegen setzt. Jesus Christus, „der aufersteht in unser Leben dass wir frei werden“ [ebd.]. Erlösung, sogar bei Dorothee Sölle.

Trotzdem bleibt eine Frage offen: Wie gelingt der Weg von der empirischen Beschreibung und rationalen Analyse hin zur Vision einer besseren Welt? Sie einander bloß gegenüber zu stellen, Analyse und Vision aufeinanderprallen zu lassen, hilft nichts. Denn dann fehlt der Zwischenraum, der dynamische Prozess, in dem die Analyse Früchte tragen kann, weil wir uns von der Vision bewegen lassen. Aus unserer Forschung wissen wir, dass sich schwere Lebenskrisen sehr viel besser bewältigen lassen, wenn es gelingt, die schwarz-weiß-Fronten aus ihren harten Konturen zu lösen und in die weicheren Graustufen der

¹⁸ D. Sölle: Credo, in: Ich will nicht auf tausend Messern gehen. Gedichte, dtv 1986.

Ambivalenzen und Ambiguitäten zu überführen. Auch sie sind nicht leicht auszuhalten, weil wir es im Leben halt lieber gerne einfach und direkt hätten als nebelig, unscharf und verschwommen. Aber über die Ambivalenzen lässt sich das Ringen mit dem Destruktiven in Worte fassen. Weil wir dann das, was uns betrübt, im pro und contra abwägen, weil wir einander die Graustufen erzählen, weil wir im Erzählen neue und farbigere Perspektiven entdecken, und dann vielleicht gerade das Ambivalente neuen Sinn eröffnet.

Wäre die Weihnachtsgeschichte einfach nur eine Vision, dann wäre sie schon zur Zeit der Geburt Jesu nur eine Vision unter vielen gewesen. Aber die Weihnachtsgeschichte ist mehr. Sie erzählt die Vision von Heil und Erlösung, und sie erzählt sie so, dass sie ihre Ambivalenzen in eine Geschichte des Vertrauens und des Zuspruchs fortschreibt: „Fürchte dich nicht“ – das ist eben nicht nur ein Imperativ. Es ist Trost und Zusage. Von dieser Zusage haben Menschen seit den Anfängen der jüdisch-christlichen Tradition immer wieder erzählt. Immer dann, wenn das Leben auf der Kippe stand, wenn es nicht weiterzugehen schien – und es dann doch, entgegen aller Erwartung, einen neuen Anfang gab. Nicht zufällig verbinden sich die ambivalenten Umstände der Weihnachtserzählung mit der Elementarität, die sich auf dem Angesicht des neugeborenen Kindes zeigt. Das Kind steht ein für den Zuspruch, das Vertrauen und für die unglaubliche, wundersame Erfahrung, dass es wider Erwarten tatsächlich einen neuen Anfang gibt.

Weshalb auch wir gar nicht anders können, als einander von diesem Kind zu erzählen. Dem Erzählen kommt dabei eine Schlüsselfunktion zu. Denn im Erzählen wenden wir uns einander zu. Wir geben einander das weiter, von dem wir erzählen und von dem wir uns bewegen lassen. Wir brauchen den prophetischen Gestus und die visionäre Kraft dieser Erzählung. Aber noch mehr sind wir darauf angewiesen, dass wir einander in der Kraft dieser Worte vertrauen und die Hoffnung miteinander teilen. „Fürchte dich nicht“. In diesen Worten ist die gesamte Elementarität der Weihnachtsgeschichte verdichtet. Jene Elementarität, mit der das Leben beginnt, in dem es aufgehoben ist und in das hinein es endet. „Fürchte dich nicht“ – was wir gemeinsam hören und einander sagen, bleibt uns nicht äußerlich.

Es wird Teil von uns, es geht in uns ein. Der Imperativ, der längst schon Zusage ist – jetzt verwandelt er sich in die konkrete Verheißung: Heute, hier und jetzt: Heilige Nacht. Amen.

„Jahresertrag: Durchwachsen?“: Mt 13,24-30

WMA Daniel Rossa

31. Dezember 2021, Altjahresabend, Silvester

24 Er [sc. Jesus] legte ihnen ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich gleicht einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte. 25 Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säte Unkraut zwischen den Weizen und ging davon. 26 Als nun die Halme wuchsen und Frucht brachten, da fand sich auch das Unkraut. 27 Da traten die Knechte des Hausherrn hinzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? 28 Er sprach zu ihnen: Das hat ein Feind getan. Da sprachen die Knechte: Willst du also, dass wir hingehen und es ausjäten? 29 Er sprach: Nein, auf dass ihr nicht zugleich den Weizen mit ausrauft, wenn ihr das Unkraut ausjätet. 30 Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte; und um die Erntezeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne; aber den Weizen sammelt in meine Scheune.

Mt 13,24-30

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

(1.) „Jahresertrag: Durchwachsen“ – das passt nicht nur zur Jahresbilanz wohl der meisten unter uns am Ende dieses zweiten Jahrs der Corona-Pandemie, es passt auch zur Situation des Hofherrn des Predigttextes, wie wir ihn vorhin in der Lesung gehört haben. Die Ernte des Menschen, von dem Jesus dort in seinem Gleichnis spricht, ist ebenfalls durchwachsen.

(2.) Verantwortlich zeichnet dafür diejenige Erzählfigur, die dort als Feind, griechisch ἐχθρός (echthros), bezeichnet wird. Das kann als Adjektiv auch „hassend“ oder „verhasst“ meinen. Eine persona non grata eben. Auch das kennen wir als Teil unserer durchwachsenen Lebenswirklichkeit: Vielleicht als missgünstige Nachbarin, verbitterten Arbeitskollegen – Gestalten, von denen man gelegentlich den Eindruck hat, sie hätten vor allem die Funktion, einem das eigene Leben schwer zu machen.

Matthäus selbst, bei dem allein dieses Gleichnis Jesu zu finden ist, liefert abgelöst vom eigentlichen Gleichnis einige Verse später seine eigene Deutung des Gleichnisses (vgl. Mt 13,36-43). Er deutet seine Bestandteile für uns heute eher lebensfern und sehr dualistisch im Sinne der kosmischen Apokalypse: Der Feind sei der Teufel, das Unkraut die Kinder des Bösen, der Sämann die Heilsgestalt des

Menschensohnes, der die Saat, das Gotteswort, ausbreite, und der Weizen diejenigen Menschen, die es annähmen.

Was mir daran auch noch für heute interessant erscheint, ist, dass Matthäus den Feind mittels des griechischen Wortes für Teufel als διάβολος (diábolos) bezeichnet, was wörtlich mit „Durcheinanderwerfer“ übersetzt werden kann. Zumindest als Phänomen unserer Lebenswelt kennen wir diesen Effekt: Dass etwas oder jemand unsere bisherige Planung komplett über den Haufen wirft. Auch wenn wir damit keine mythische, gehörnte Figur des Teufels mehr verbinden: Solches Durcheinanderbringen unserer Lebensvorstellungen, das erfahren wir nach wie vor als mächtig und manchmal geradezu als unverfügbar und deshalb als unheimlich.

(3.) Was mir hingegen als eher problematisch an Matthäus' Auslegung erscheint, ist seine Tendenz zum Dualismus: Menschensohn und Teufel, die einen Menschen als himmlische Saat, die anderen als Ausgeburten der Hölle. Das findet sich bei Matthäus auch in anderen komponierten Reden, etwa in der Scheidung der Böcke von den Schafen (vgl. Mt. 25,31-46) in der sog. Endzeitrede (vgl. Mt 23-25). So wie Matthäus diese Gleichnisse montiert, bekommt das Himmelreich, um das es ja in Jesu Gleichnissen geht, vor allem die Bedeutung der endzeitlichen Scheidung der Geister, des jüngsten Gerichts – und damit einen unangenehm moralinsauren Beigeschmack. Inhaltlich ist er uns damit heute fremd. – Dass aber Matthäus hier Textbestände montiert und anscheinend selbst auslegt, zeigt uns jedoch auch, wie wir mit Bibeltexten formal verfahren dürfen. Auch wir dürfen sie auslegen und zusammen mit unserer Auslegung montieren.

(4.) Haben Sie sich etwa beim Gleichnis von der Scheidung der Böcke von den Schafen nicht auch schon einmal gefragt, auf welcher Seite Sie dann stehen würden und ob das überhaupt so eindeutig zu sagen wäre? Haben wir nicht alle gelegentlich eine „bockige“ Phase? Sind wir nicht alle ab und zu „handzahn“ und „lammfromm“? Dann wäre die Scheidung von Böcken und Schafen, von Spreu und Weizen oder von Kraut und Unkraut eine, die mitten durch unser eigenes, persönliches Wesen ginge. Sinnbildlich gesprochen wären wir quasi Mischwesen aus Böcken und Schafen, etwa wie ein Maultier eine Mischung aus Pferd und Esel ist. – Das würde auch besser dazu passen, dass wir unser Leben als eine durchwachsene Angelegenheit erfahren, in der sich Kraut und Unkraut, Glück und Pech, Freude und Leid, munter mischen, weil es auf dem Feld des Lebens keine Reinkultur, keine Monokultur gibt, sondern – wir hörten es in der alttestamentlichen Lesung – : „Alles hat seine Zeit“ (Koh 3,1).

(5.) Ja, entgegen dem Dualismus der matthäischen Auslegung von Jesu Gleichnis findet sich im Himmelreich bzw. beim Herrn unseres Feldes ein anderer Umgang

mit Ambivalenz und Ambiguität als das allzuscharfe Schneiden – ein solcher mit Langmut:

„Da sprachen die Knechte: Willst du also, dass wir hingehen und es ausjäten? Er sprach: Nein, auf dass ihr nicht zugleich den Weizen mit ausrauft, wenn ihr das Unkraut ausjätet. Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte“ (Mt 13,28b-30a).

Der Herr des Hofes wird im Gleichnis vom Himmelreich hier also als jemand beschrieben, der bereit ist, auf Reinkultur oder Monokultur zu verzichten. Könnte man ihn schon einen Biobauern nennen, den Korn-, Mohn- und andere Feldblumen innerhalb seines Ackers nicht stören, der vielleicht sogar Grünstreifen am Feldrain kultivieren würde und damit Insekten, Feldtieren und Vögeln Refugien zur friedlichen Koexistenz schafft?

(6.) Vielleicht könnte man ihn auch unter jene Bauern zählen, die traditionell und ganz bewusst keine Reinkulturen anlegen, sondern eine Mischwirtschaft auf ihrem Feld betreiben. Hierzu gehört etwa das von den Maya her bekannte und noch heute in Mittelamerika genutzte Bewirtschaftungssystem mit Namen „Milpa“, bei dem Mais, Bohnen und Kürbisse zusammen ausgebracht werden. Deren Symbiose – Mais als Rankhilfe der Bohnen, Bohnen als Stickstofflieferant und Kürbisse als Erosions- und Austrocknungsschutz – sichert dabei gerade den Ertrag.

Wenn Ihnen dieser Vergleich zu exotisch und alternativ ist: Ausgerechnet im sparsamen und konservativen Schwaben gibt es ähnlich kreative Feldkulturen, wo auf Getreidefeldern absichtlich auch Linsen ausgebracht werden. Das macht die Ernte schwieriger, weil die Pflanzen teilweise unterschiedlich reifen. Wo die Abstimmung jedoch gelingt, kann sich der Schwabe mit einem seiner Leibgerichte – Spätzle mit Linsen – belohnen.

Eine solche kreative und langmütige, ja geradezu himmlische Ambiguitätstoleranz ruft damit ins Bewusstsein, dass die dualistische Scheidung von Kraut und Unkraut eine äußerst funktionale und damit perspektivische zu sein scheint: Löwenzahn mag auf englischem Rasen Unkraut sein. Aber wer Kaninchen hält, gern Löwenzahnsalat zubereiten möchte, es einfach nur bunt mag oder gern die Leichtigkeit des Seins spürt, wenn man die „Fallschirmchen“ einer Pusteblyme in der Luft tanzen lässt, mag hier anders urteilen.

(7.) Diejenigen, die dem Gleichnis allerdings bis zum Ende gefolgt sind, werden mein Loblied auf die Ambiguitätstoleranz nun aber von verschiedenen Seiten und zurecht auf die „Grenzen der Interpretation“ (Umberto Eco) des Predigttextes hinweisen. Geht dieser nicht folgendermaßen zu Ende:

„Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte; und um die Erntezeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne; aber den Weizen sammelt in meine Scheune.“ (Mt 13,30)

Entspricht diesem Ende nicht der matthäische Dualismus besser, bei dem am Ende „alle Ärgernisse und die, die da Unrecht tun“ (Mt 13,41b) gesammelt und in den Feuerofen geworfen werden, wo „wird sein Heulen und Zähneklappern“ (Mt 13,42b)?

(8.) Es stimmt: Im Gleichnis wird alles, was nicht Weizen ist, verfeuert. Hier ist nicht die Rede davon, wie schön die Schirmchen der Pustelblume fliegen. Dennoch: Nur in der Deutung von Matthäus wird das entfachte Feuer als Bestrafung und als Höllenfeuer gedeutet. Der Text des Gleichnisses selbst sagt nichts davon, dass das Feuer eine Strafe sei. Warum, so frage ich heute Abend, in der kalten und dunklen Jahreszeit und in der kühlen Schlosskirche, könnte nicht dieses Feuer als etwas Gutes, Schönes, Nützliches und Hilfreiches begriffen werden? Entscheidend ist doch, dass auch die fremde Saat in das Gleichnis vom Himmelreich und in die Ernte mit einbezogen wird: Weizen und die andere Saat werden beide geschnitten und dann nach Verwendungszwecken getrennt gelesen. Jedoch gilt eine solche Trennung nach Verwendungszwecken ja auch schon für die Bestandteile des Weizens: Dessen Körner werden gesammelt, dass der Mensch daraus Brot oder Bier oder in der heutigen Zeit vielleicht auch nur Vogelfutter herstellen kann. Seine Halme können wir nicht essen und werden deshalb einer gesonderten Verwendung zugeführt: Sie dienten früher und dienen auch heute noch als Ausstreu für Tiere – oder als Strohsterne zum Schmuck des Christbaums. Deshalb werden auch sie gesammelt und zu Bündeln gebunden: zu Strohballen.

(9.) Auch die Kornblumen, der wilde Mohn, ja selbst die bunten Blüten des leidigen Löwenzahns – nach der Logik der Monokultur alles Unkraut: Doch sie können zum Schmuck der Wohnung verwendet werden – als kleines Wildblumensträußchen. Ja, schauen Sie sich hinter mir an der Chorwand das barocke Dekor mit seiner Blüten- und Pflanzenpracht an: Ich bin kein Botaniker. Aber vermutlich kann man diese Pflanzen nicht alle essen. Doch ihre Gestalt diente Bildhauern der Zierde der Kirche und als Tischschmuck vermögen sie jedes Mahl in ein kleines Fest zu verwandeln.

(10.) Ebenso verhält es sich mit dem Holz im Kamin und dem Wachs der Kerzen in der dunklen und kalten Jahreszeit: Essbar sind beide nicht. Aber ihr Feuerschein wärmt Körper und Herz. – Und wer den Weizen zu Mehl mahlt und daraus einen Teig bereitet, um Brot zu backen, der kann des Feuers und damit des Brennmaterials – sei es in Gestalt einer antiken Feuerstelle oder eines modernen Elektroherds, dessen Strom ja auch von irgendwoher kommen muss – nicht

entraten. Das Kraut vom Feld ist immerhin ein nachhaltiger, nachwachsender Rohstoff. „Wer Ohren hat (zu hören), der höre.“ (Mt 13,9/Lk 8,8b)

„Sammelt [...] das Unkraut und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne“ (Mt 13,30b).

(11.) So auch ihr: Sammelt, was euren Jahresertrag durchwachsen hat. Sammelt alles, den ausgesäten Weizen und die unerwartete Saat. Behaltet das Gute und Erhoffte in guter Erinnerung, wie den Weizen in der Scheune. Aber werft auch das Unerwartete, selbst wenn es alles durcheinandergeworfen hat, nicht einfach fort. Sammelt es und schaut, ob es sich nicht aus einer anderen, kreativen Perspektive oder irgendwann unmerklich vom Unkraut in Heizmaterial verwandelt, über dem ihr den aus dem von euch gesammelten Weizen hergestellten Teig zu Brot backen könnt.

Amen.

(12.) Eine Predigt, die beim gebackenen Brot herauskommt, braucht nicht im Kanzelsegen ihren Abschluss zu finden. Ihr entspricht eher der direkte Übergang zur Eröffnung des Abendmahls, das uns schon Vorgeschmack der fruchtbaren Verwandlung des durchwachsenen Jahresertrags im Zeichen des gebackenen Brotes sein kann.

Deshalb bitte ich Sie und euch jetzt zum Abschluss der Predigt aufzustehen und mit mir das gepredigte Wort als lebendiges und gelebtes Wort in der Gemeinschaft des Brotbrechens zur Welt zu bringen:

*Der Herr sei mit euch.
Und mit deinem Geiste.*

*Erhebet eure Herzen.
Wir erheben sie zum Herren.*

*Lasset uns dank sagen dem Herren unserem Gotte!
Das ist würdig und recht.*

(Wo den:die geneigte Leser:in der Gedanke ergriffen haben sollte, dass mehr als Weizen zur Fertigstellung eines gebackenen Brotes erforderlich ist und das Unkraut des Gleichnisses gleichnishaft/sinnbildlich dieses Mehr zum Ausdruck bringt, da fühle sich er:sie hiermit ermuntert, die Worte der Predigt im Genuss eines Stückes Brot [und eines Schluckes Wein] zu vollenden und so dem Geschriebenen auf sinnliche Weise nachzuschmecken.)

„Wenn ich sehe die Himmel ... was ist der Mensch?": Ps 8

Studierendenpfarrer Michael Pues

09. Januar 2022, 1. Sonntag nach Epiphania

Gnade sei mit euch und Frieden von Gott unserem Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du bereitet hast. Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt. (Psalm 8,4-6)

In drei unterschiedlich langen Gedankengängen möchte ich Sie mit hineinnehmen in die Botschaft dieser Psalmverse.

I Was ist der Mensch?

Mit dieser Frage stößt der Psalm vor in die großen Fragen unseres Menschseins. Wer ist der Mensch? Wo kommt er her? Wozu lebt er auf dieser Erde? Was ist das richtige, das vernünftige Handeln? Und worauf können wir als Menschen eigentlich hoffen?

Große philosophische Fragen. Und gleichzeitig Fragen, die uns allen mit unserem Leben mitgegeben sind. Wer bin ich denn eigentlich, wer will ich sein und warum bin ich auf dieser Welt?

Fragen, die manchmal eher im Hintergrund liegen. Und Fragen, die sich manchmal mit aller Dringlichkeit stellen.

Zum Beispiel im Nachdenken über meinen eigenen Weg. Ist der Studiengang wirklich der für mich richtige? Was werde ich mit meinem Abschluss einmal anfangen? Werde ich eine Arbeit finden, die ich als sinnhaft erlebe?

Wer bin ich und warum bin ich auf dieser Welt?

Diese Fragen können auch in einem Moment eines Abschieds sehr aktuell werden. Wenn ich mich von meinem Partner oder meiner Partnerin, von meiner Frau oder meinem Mann verabschieden muss. Dann sortiert sich alles neu. Und ich muss noch einmal neue Antworten auf die Frage finden, was das Leben sinnvoll macht. Und auch auf die Frage, worauf ich denn hoffen kann angesichts des Todes.

Was ist der Mensch? Eine philosophische Frage, die mit vielen persönlichen und existentiellen Fragen zusammenhängt.

Nun wird diese Frage in Psalm 8 aber nicht isoliert gestellt. Sie ist eingebunden in einen weiteren Gedankenzusammenhang.

II

Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du bereitet hast. Was ist der Mensch?

Ich sehe den Psalmbeter förmlich vor mir. Wie er in einer klaren Nacht unter einem mächtigen Sternenhimmel steht. Der Blick verliert sich in der Weite des Universums. Nun bekommt die Frage nach dem, was der Mensch ist, eine andere Färbung. Wer bin ich schon als Mensch? Mein Leben ist auch nur eines unter unzähligen. Im Blick auf das Ganze und das Große. Da komme ich mir manchmal sehr klein und verloren vor.

Klein und unbedeutend kann man sich aber manchmal auch im Schatten anderer Menschen fühlen. Menschen, die beeindruckend sind. Mit ihrem Selbstbewusstsein, ihren Ideen und ihrer Kreativität. Und ich mich frage: Wer bin ich denn schon?

III

Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.

Jetzt bekommt die Frage nach dem, was der Mensch ist, wieder einen neuen Klang. Nach dem philosophischen Start und einem etwas melancholischen Intermezzo kommt nun die staunende Komponente ins Spiel. Auch als rationale, aufgeklärte Menschen haben wir das Staunen hoffentlich nicht verloren. Es ist kein Widerspruch, sich wissenschaftlich zu betätigen, rational zu denken und ehrfürchtig zu staunen.

Der dänische Astrophysiker Jens Martin Knudsen hat das einmal sehr schön zum Ausdruck gebracht. Wie für ihn wissenschaftliches Denken und Staunen zusammen gehen.

"Ich bin jedenfalls überrascht. Überrascht über das wunderbare Leben. Einige meiner Kollegen sagen, dass ich den lieben Gott hier einschmuggele. Aber die Pastoren haben ja alle Fakten auf ihrer Seite. Das Leben ist unfassbar und wunderbar, es ist ein Wunder... Wir können die Sterne verstehen, wir können einen Planeten verstehen, selbst ein sogenanntes schwarzes Loch und eine supernova Explosion können wir in den Gleichungen der Physik sehen. Aber das Leben selbst ist eines der größten Rätsel des Universums..."

Stauen über das Leben, das mir geschenkt ist. Und Staunen darüber, dass Gott an mich denkt.

Was ist der Mensch, dass Du seiner gedenkst? Die philosophische Frage ist nun zu einer theologischen Frage geworden. Die staunende Erkenntnis darüber, dass Gott mich sieht und an mich denkt. Auch dann, wenn ich mich klein und unbedeutend fühle. Diesen Zuspruch darf ich mir immer wieder vor Augen führen: An mich ist gedacht und ich bin angenommen.

Schon bevor ich meinem Leben einen Sinn gebe, schon bevor ich mein Leben gestalte, sinnvoll oder auch manchmal weniger – hat Gott an mich gedacht und mich angenommen. Ich bin wenig niedriger gemacht als Gott selber!

Im Herbst vergangenen Jahres ist mir dieser Zuspruch in einer anderen Formulierung auf einem Bürgersteig entgegengekommen.

Ich stehe an der Fußgängerampel und warte auf grün. Mein Blick geht nach unten. Und da sehe ich drei Worte, fein säuberlich auf den Asphalt gesprayed: DU BIST GENUG.

Diese Botschaft hat mich direkt getroffen und sehr gefreut. DU BIST GENUG. Ich habe diese Worte mitgenommen in meinem Herzen und als Foto, um sie dann als Weihnachtskarte zu verschicken.

Im Netz war nicht herauszufinden, wer diese Botschaft dort hinterlassen hat und mit welcher Absicht. Vielleicht auch besser so. Denn so behalten die Worte auf dem Bürgersteig ihren rätselhaften Charme.

DU BIST GENUG. Diese Botschaft auf dem Bürgersteig ist für mich zu einem Zuspruch, einer Zusage geworden, die mir gilt. Wie die Worte aus Psalm 8. Wo es heißt, dass Gott an mich denkt, mich annimmt und wunderbar gemacht hat. Der Gott, der mir sagt: DU BIST GENUG.

Vor Augen die große Dürre: Jer 14,1-9

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

mit Studierenden des „Master of Ecumenical Studies“

16. Januar 2022, 2. Sonntag nach Epiphania

Liebe Gemeinde,

die Lesung aus dem Evangelium vorhin (Joh 2,1-11; die Hochzeit zu Kana) hat uns Jesus am Anfang seines Wirkens vorgestellt. In der Geschichte vom ersten Zeichen, das Jesus in Kana tat, geht es scheinbar um etwas Triviales und zugleich ein Luxusproblem: nicht genug Wein. Doch Jesus hilft aus. Wasser verwandelt sich in Wein, einen Wein von bester Qualität. Das weist auch indirekt auf den Wein hin, den Christus beim letzten Abendmahl schenkt.

Der heutige Predigttext ist einer der alttestamentlichen Texte für den 2. Sonntag nach Epiphania. Es geht um eine Situation, bei der nicht der Wein, sondern das Wasser zur Neige geht. Und die Frage ist nicht, wann man welchen Wein ausschenkt, sondern: Wo ist Gott?

Wir hören auf Jeremia 14,1-9¹⁹:

1 Dies ist das Wort, das der HERR zu Jeremia sagte über die große Dürre: 2 Juda liegt jämmerlich da, seine Städte verschmachten. Sie sinken trauernd zu Boden, und Jerusalems Wehklage steigt empor. 3 Die Großen schicken ihre Diener nach Wasser; aber wenn sie zum Brunnen kommen, finden sie kein Wasser und bringen ihre Gefäße leer zurück. Sie sind traurig und betrübt und verhüllen ihre Häupter. 4 Die Erde ist rissig, weil es nicht regnet auf das Land. Darum sind die Ackerleute traurig und verhüllen ihre Häupter. 5 Selbst die Hirschkühe, die auf dem Felde werfen, verlassen die Jungen, weil kein Gras wächst. 6 Die Wildesel stehen auf den kahlen Höhen und schnappen nach Luft wie die Schakale; ihre Augen erlöschen, weil nichts Grünes wächst.

7 Ach, HERR, wenn unsre Sünden uns verklagen²⁰, so hilf doch um deines Namens willen! Denn unser Ungehorsam ist groß, womit wir wider dich gesündigt haben. 8 Du bist der Trost Israels und sein Nothelfer. Warum stellst du dich, als wärst du ein Fremdling im Lande und ein Wanderer, der nur über Nacht bleibt? 9 Warum bist du wie einer, der verzagt ist, und wie ein Held, der nicht helfen kann? Du bist ja doch unter uns, HERR, und wir heißen nach deinem Namen; verlass uns nicht!

[I. Kein Wasser mehr zum Leben (Pangpen Phom)]

Kein Wasser. Ohne genügend Wasser fehlt die elementarste Voraussetzung für das Leben. Ich muss dabei an den 800 km langen Fluss Cauvery in Südindien

¹⁹ Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt.

²⁰ Anders als die Lutherbibel übersetzt die Elberfelder Bibel „gegen uns zeugen“; im englischen Sprachraum steht statt des „wenn“ öfter ein „obwohl“, z.B. in der „New International Version“.

denken. Er kommt von den Bergen herab und fließt durch ein sehr großes Becken, bevor er schließlich den Ozean, den Golf von Bengalen, erreicht. Auf seinem Weg fließt er zunächst in den indischen Bundesstaat Karnataka und dann durch den anderen indischen Bundesstaat Tamil Nadu. Beide sind riesige landwirtschaftliche Gebiete, die alle vom Wasser des Flusses abhängen. Welche der beiden Regionen erhält wie viel Wasser aus dem Fluss und was passiert, wenn die Wassermenge des Flusses geringer wird? In den letzten Jahren ist wieder ein heftiger Streit zwischen den Menschen dieser beiden Gebiete ausgebrochen – über das Wasser.

Ich selbst bin im ländlichen Nagaland, im nordöstlichen Teil Indiens, aufgewachsen. Bis in die 1990er Jahre sahen wir ständig eine Wasserleitung am Straßenrand verlaufen. Als ich älter wurde, fand ich heraus, wozu sie diente: um die Wassermenge umzuleiten, damit sie nicht in der Quelle überläuft. Um zu viel Wasser loszuwerden. Aber heute gehen die Menschen in meiner Heimat auf der Suche nach Wasser von einem kleinen Fluss zum anderen. Die Zeiten, in denen es reichlich Wasser gab, sind vorbei.

Jeremia beschreibt das ganze Drama einer Dürre. Wie sie auch die Stadt erreicht und auch die Reichen und Mächtigen in der Gesellschaft, „*die Großen*“ (V. 3). Die Brunnen sind versiegt. Heute können wir zwar tiefere Brunnen graben, aber wenn das Grundwasser sinkt, ist auch das keine Lösung. Hinzu kommt, dass wir das Wasser mit Chemikalien verschmutzt haben, die auch in das Grundwasser gelangen.

Schwere Wasserprobleme betreffen nicht nur die Menschen, sondern das gesamte Ökosystem. Der biblische Text benennt, wie die Hirschkuh, die vom Grasland lebt, ihr Neugeborenes verlässt, weil sie aus Hunger keine Milch mehr hat, ihr Kalb zu säugen (V. 5). Und wie die besonders widerstandsfähigen Wildesel vor Schmerz laut aufschreien (V. 6). Der Boden, auf dem wir alle leben, ist rissig geworden. Und wir können heute nicht anders, als an den menschengemachten Klimawandel zu denken, den die Industrialisierung über uns gebracht hat. Es ist eine Situation zum Wehklagen (V. 2). Der biblische Text lässt uns Menschen sehen, die ihr Haupt vor Scham und Trauer bedecken (V. 3 u. 4). Und den Eseln schwindet das Augenlicht (V. 6).

Was uns Jeremia Kapitel 14 erzählt, ist mehr als nur eine Geschichte aus der Antike. Was dort beschrieben wird, geht uns an. Was denken wir? Und was tun wir? Wir sind uns bewusst, wie wenig viele Menschen tun können – z.B. in meinem Dorf, und wie wenig diejenigen tun, die mehr tun könnten. Als Christen, als religiöse Menschen, als Leser der Bibel stellen wir auch eine weitere Frage: Und wo ist Gott? Er wird in diesen ersten sechs von neun Versen unseres

Predigttextes nicht erwähnt. Was für einen Unterschied macht Gott in dieser Situation?

[II. „Obwohl unsere Sünden gegen uns zeugen, tu etwas, Herr.“ (Eberhard Hauschildt)]

„Wo ist Gott in dieser Situation?“ hat Pangpen gefragt. Darum geht es dann in den folgenden Versen. Schauen wir uns Vers 7 an. Zwei Beobachtungen.

Die erste: Plötzlich spricht der Text hier von „*unseren Sünden*“. Wir modernen Menschen haben allerdings aufgehört, das Wetter und den Donner mit Sünden in Verbindung zu bringen. Meteorologen erklären, was den Donner auslöst, und können anhand ihrer Daten für mehrere Tage vorhersagen, wann und wo es regnen wird oder nicht. Die Natur, nicht Gott, macht demnach das Wetter – und so kann er nicht durch das Wetter bestrafen. In letzter Zeit haben wir aber gelernt, dass der Mensch schuld ist an den langfristigen Wetterveränderungen, an unseren neuen Dürregraden auf dem ganzen Globus und auf der anderen Seite auch an Überschwemmungen.

Und so heißt es in der Tat „*Unsere Sünden verklagen uns*“ (V. 7). Und in der Tat sind dies kollektive Sünden der Moderne. Sie sprechen für sich selbst und haben weltweite Folgen. Rissig geworden ist die Erde als Ganzes, und ökologische Kreisläufe kommen aus dem Takt.

Meine zweite Beobachtung: Was geblieben ist: Die Menschen neigen dazu, jemandem die Schuld an der Dürre zu geben. Heutzutage geben wir der modernen Industrialisierung die Schuld für den Klimawandel. Aber wer ist die „moderne Industrialisierung“? Die Schuld liegt bei der westlichen Welt. Bei China, weil von dort die größte Verschmutzung ausgeht? Oder bei den Vereinigten Staaten, wo die Umweltverschmutzung pro Person am größten ist? Oder Europa, das die Industrialisierung in die Welt brachte? Benannt sind damit die wirkungsvollsten Verursacher – und gleichzeitig verbessern die Schuldzuweisungen als solche das Klima kein bisschen.

Eine andere Reaktionsmöglichkeit, die traditionell und auch in Bibeltexten vorgeschlagen wird, ist, sich an Gott zu wenden. Und das ist es, was in Vers 7 formuliert wird: „Ach, HERR, wenn unsre Sünden uns verklagen, so hilf doch“.

Indem wir Gott um Hilfe bitten, versuchen wir, unsere Beziehung zu ihm zu reaktivieren. Zu Gott, nicht als eine Beziehung zu einem unpersönlichen Universum, nicht zu einer abstrakten Idee des höchsten Wesens, sondern um jemanden zu bitten, mit dem wir eine Geschichte haben: „*hilf doch um deines Namens willen*“ In diesen Worten höre ich: „Du warst es, der Himmel und Erde geschaffen hat, der Abraham und Sara aus ihrer Heimat an den Ort führte, den

du ihnen zeigen wolltest, der Israel aus der Sklaverei in die Freiheit führte. Du hast sie durch die Wüste geführt, durch die Zeiten, in denen die Hoffnung in menschliche Rebellion umschlug und das Vertrauen auf Gott aufgegeben und durch die Anbetung eines goldenen Kalbs ersetzt wurde. Wo wir dich ganz vergessen haben.'

In diesen Erinnerungen an das Volk Israel, den Erinnerungen an die Texte des Alten Testaments liegt etwas, was die Menschen von heute, die christliche Kirche sehr wohl etwas angeht.

Und damit ist alles gut? Wenn wir so schön beten, wird Gott uns morgen helfen und alles wird gut für uns sein? Der Klimawandel wird vorbei sein? Gott muss uns helfen, so wie er seinem Volk im Alten Testament geholfen hat?

Liebe Gemeinde, so einfach ist es nicht. Und darauf weisen in radikaler Weise gerade die Kapitel 14 und 15 des Jeremiabuches hin. Sie erzählen nämlich kein quasi-automatisches Happy End. Vielmehr wird das Gebet aus Vers 7 bis Vers 9, wie wir in den späteren Versen des Kapitels erfahren, von Gott nicht erhört werden. Jeremia schreibt:

„Und der HERR sprach zu mir: Du sollst nicht für das Wohl dieses Volkes bitten. Denn wenn sie auch fasten, so will ich doch ihr Flehen nicht erhören; und wenn sie auch Brandopfer und Speisopfer bringen, so gefallen sie mir doch nicht [...]“ (V. 11f.)

Wie seltsam! Was für eine bittere Botschaft. Warum eigentlich? Schauen wir uns die Details noch einmal genauer an. Und dazu übergebe ich für die weitere Predigt an Hannah Jeong.

[III. Das paradoxe Gebet und „der machtlose Krieger“ (Hannah Jeong)]

In der Tat werden wir in den weiteren Versen bis zum Ende des 15. Kapitels des Jeremiabuchs mit einer sehr ungewohnten Szene konfrontiert: Erstens: Anstatt zu versprechen, dass wir zu Gott zurückkehren oder dass wir uns bessern werden, gerät das Hilfegebet zu beißender Kritik. Was soll das für ein Helfen sein? Gott wird als „ein Fremdling“ (V. 8a), eine vorüberziehender „Wanderer“ (V. 8b), „ein überrumpelter Mann“ (V. 9a), ja als „einer, der verzagt ist“ (V. 9a) (um nicht zu sagen: ein ‚Angsthase‘), ja als ein „Held, der [überhaupt] nicht helfen kann“ (V. 9b), mithin ein Versager bezeichnet. Und Zweitens: die Sache läuft darauf hinaus, dass Gott mehrfach in Kapitel 14 und 15 die Gebetserhörung ausdrücklich ablehnt.

Und wir bleiben verwundert zurück: ‚Warum tust du das, Gott? Warum verhältst du dich wie ein Fremder, der sich fremd fühlt, als hättest du nie mit uns in diesem Land zu tun gehabt? Warum bist du nicht aktiv an der Lösung unseres

Leidens beteiligt, wie ein Reisender, der nur für eine Einzelübernachtung vorbeikommt? Warum spielst du den Feigling und Möchtegernhelden? Warum stehst du einfach still und verleugnest deinen Job?' Bei dir ist es, wie wenn ein Kind weinend nach seiner Mutter ruft, die selbst hilflos dazusitzt, ohne jede Kraft, ohne Fähigkeit, ihr Kind zu beschützen, während ihr Mann gewalttätig wird. Wie ein Kind in solcher Situation scheinen die Verse zu rufen.

Und wir fragen uns: Wer ist denn Gott für uns eigentlich?

- in dieser pandemischen Situation,
- inmitten von Terrorismus und Kriegen auf der Welt aus politischen und religiösen Gründen,
- in all den Spekulationen, Täuschungen und Industrieunfällen, geboren aus kapitalistischem Egoismus, samt Toten, zu denen es führt,
- und last but not least in unserem eigenen Privatleben mit seinen Untiefen.

Wie behandeln wir hier Gott und als wen haben wir begonnen ihn zu sehen?

Diese Negativbeschreibungen für Gott sind sehr zwiespältig. Einerseits klingen sie so, wie wir es manchmal auch sonst aus dem Mund der Propheten und den Psalmen und Liedern der Klage kennen.

Und andererseits klingt gleichzeitig etwas von der Einstellung genau derer durch, die mit ihrem Tun und Nichttun der Prophet als Beteiligte sieht in dieser großen physischen und spirituellen Dürre. Indem wir Gott mit diesen Kennzeichnungen uns als weit entfernt vorstellen, erscheint es dann auch uns verständlich, dass wir natürlich auch nichts tun können und nicht wirklich etwas tun brauchen. Das ergibt dann eine Haltung, die, wenn sie im Klartext ausgesprochen wäre, so aussieht: ‚Gott, du bist eben der auf Distanz. Einer der sich nicht einmischt. Falls ich dich brauche, dann melde ich mich wieder. Aber jedenfalls könntest du bitte die Dinge so lenken, dass es mir nützt. Dass ich also wie bisher weitermachen kann und anderen Menschen, die Tiere und das Land für mich weiter nutze. Nur wenn ich sonst krank werden sollte, dann erwarte ich, dass du mich rettetest. Dann würde ich dich auch richtig preisen.‘

Ein Fremder, ein Unbeteiligter, ein Unfähiger, ein Zuschauer. Diese Bilder zeigen auf, wie Gott gerne behandelt wird. Jeremia nennt eine solche Art, religiös zu sein, falsche Prophetie und sagt, dass solche Propheten die Leute nur lehren, mit ihren Routinen und Denkritualen fortzufahren, und den Leuten versprechen, dass alles schon irgendwie gut werden wird. Jeremia liegt Gott dennoch in den Ohren, was zu tun, aber der weigert sich vorerst, gegen die physische wie spirituelle Dürre per Machttaten einzugreifen.

Und doch: All dies, das Gebet in den letzten Versen unseres Predigttextes und die Geschichte von Gottes Ablehnung in den weiteren Versen von Kapitel 14 und Kapitel 15, sind nicht das letzte Wort in der Bibel und auch nicht im Buch Jeremia (vgl. Jer 23 und ab Kap. 29).

Dennoch stehen sie so, wie sie sind, da und wurden nicht von späteren Bibelschreibern gestrichen – wir sollen sie wohl lesen, auch wenn sie selbst gerade nicht tröstlich sind.

Und dabei tut sich ein Drittes auf: Wenn wir Gott einen Fremden, einen bloßen Besucher nennen, wenn wir ihn „ohnmächtig“ finden, dann liegt darin eine andere, verborgenere Wahrheit als die, die wir im Sinn haben, wenn wir uns bei Gott beschweren wollen. In den Evangelien geht es um Gott, wie wir ihn in Jesus Christus erkennen können, im hilflosen Baby, einem Prediger, der nach kurzer Zeit ans Kreuz genagelt wird und prompt da auch wegen seiner Ohnmacht verspottet wird. Der aber, solange er lebte, Zeichen setzte für die kommende Herrschaft Gottes und sie also schon da begonnen sah in Taten der Liebe und Fürsorge und Hilfe für den Nächsten, sogar für den Feind. Und der, die Lesung hat uns daran erinnert, sogar Wasser in Wein verwandelte. Bei dem sich wahres Wasser kosten lässt, das jeden geistlichen Durst zu löschen vermag, und Brot und Wein, in denen viel mehr steckt als Kalorien. Der uns in die Nachfolge ruft, um darin von ihm zu lernen, obwohl wir doch erscheinen als ganz normale Menschen, die unter der Sünde leiden, mit der wir konfrontiert bleiben.

Lasst uns beten:

Wir erkennen an, dass diese Welt und wir selbst in einem so schäbigen, verlassenem, unfruchtbaren Zustand sind, obwohl wir, die wir im Namen des Herrn genannt werden, in dieser Generation auf diesem Land leben. Selbst heute noch haben Dürren im Iran, in Westbrasilien, Madagaskar, Afrika und sogar in Europa und den Vereinigten Staaten Wasserfälle und Flüsse austrocknen lassen, die Ernteerträge verringert und Millionen von Lebewesen getötet.

All das ist darauf zurückzuführen, dass wir unsere eigene Zukunft aufgebraucht haben und dadurch Dürreperioden in der Umwelt, in unseren Beziehungen und auf geistiger Ebene verursacht haben.

Herr, verlass uns nicht. Bitte, du Schöpfer, bleibe deinem Namen treu. Wir wissen, dass wir keine Berechtigung haben, dich zu bitten, aber wir beten mutig, ernsthaft und verzweifelt zu dem Herrn, der die einzige Hoffnung ist. Bitte lass deine Geschöpfe dennoch fruchtbar sein, gedeihen, frei sein und Frieden in Liebe haben, wie du es versprochen hast. Tu es um deines Namens willen. Herr, sei uns gnädig. Amen.

„Solange die Erde steht“: Gen 8,22

Prof. Dr. Hermut Löhr

23. Januar 2022, 3. Sonntag nach Epiphania

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen!

Liebe Schwestern und Brüder,

der Text, dem das thematische Stichwort für den heutigen Gottesdienst entnommen ist, steht in Genesis 8, dem Schlussteil der Sintflut-Erzählung. Wir lesen in den Versen 20 bis 22:

„Noah aber baute dem HERRN einen Altar und nahm von allem reinen Vieh und von allen reinen Vögeln und opferte Brandopfer auf dem Altar. Und der HERR roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“²¹

Womit also fing es an? Ab wann ging es schief mit Erde und Mensch und Gott? Wo liegt der Anfang, wo liegt der Grund dafür, dass nun doch nicht alles – wahrhaft nicht alles! – gut ist mit Erde und Mensch und Gott? Wo sind wir falsch abgebogen? Wo begann diese Geschichte? Wo beginnt die Geschichte? Welchen Baufehler hat der Architekt „im Anfang“ gemacht? Womit hat Gott sich selbst entthront – und den Menschen gleich mit korrumpiert?

Wer sich, wie wir es heute morgen tun, dem Mythos anvertraut, stelle dem Mythos die richtigen Fragen! Der Mythos erzählt eine Geschichte, aber er erzählt nicht Geschichte. Wir werden den Paradiesgarten nicht finden, und auch nicht die Reste der Arche Noah. Der Mythos erzählt einen Anfang, aber einen Anfang, der nicht zu datieren ist. „Im Anfang“ – bereshit - en archê – man könnte das auch wiedergeben mit „im Grunde“. In anderer Weise als etwa die vorsokratische griechische Philosophie sucht auch der biblische Mythos nach der archê.

Welches aber ist der gültige „Grund-Satz“ des Mythos?

Steht er im ersten Schöpfungsbericht in Genesis 1: „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut“?

²¹ Alle Bibelzitate dieser Predigt stammen aus der Luther-Übersetzung von 2017.

Steht er vielleicht in Genesis 6:

„Als aber der HERR sah, dass der Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens böse war immerdar, da reute es den HERRN, dass er die Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen, und er sprach: Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde, von Menschen an bis zum Vieh und bis zum Gewürm und bis zu den Vögeln unter dem Himmel; denn es reut mich, dass ich sie gemacht habe. Aber Noah fand Gnade vor dem HERRN.“

Womit fing das an? Ab wann und wodurch ging es schief und geht es schief? Fing es vielleicht damit an, dass Adam und Eva sich zu schämen beginnen und erwachsen werden? Oder damit, dass ihnen die Augen geöffnet werden, so dass sie einander und ihre Welt nicht mehr als Horde und Habitat und Revier, sondern dass sie sich als von anderen und ihrer Umwelt unterschieden, ja getrennt wahrnehmen? Beginnt es mit der menschlichen Moral, mit dem Einteilen nicht nur in „nützlich“ oder „unnützlich“, sondern auch in „gut“ oder „böse“? Oder fing es eher damit an, dass der Mensch sich einen Gott nach seinem Bilde schafft? Dass er gekränkt ist, weil der Gott im Himmel sich als einer erweist, der nicht nach den Vorstellungen und auf die Wünsche des Menschen reagiert? Fing es damit an, dass der Mensch sich eine Überwelt baut – zu welchem evolutionären Zweck auch immer – und darauf dann gegenüber seinen Mitmenschen ein Mehr-Wissen und Mehr-Können behauptet: „So und so spricht der HERR“ Oder auch: Ego te absolvo? Ist es vielleicht der von Sigmund Freud und Konrad Lorenz angenommene Aggressionstrieb – der nach außen gerichtete Todestrieb, der Menschen und Menschenhorden gegeneinander aufbringt? Ist es der Neid? Womit fängt es an? Was ist der Grund?

Der Mythos, dem wir in unserem Predigt-Text begegnen, versucht, Antworten auf diese Fragen zu geben – nein: zu erzählen. Es sind dies, so will mir scheinen, unterschiedliche, teils wohl kongruente, teils jedoch auch sehr divergente, Antworten, und das hat nicht nur mit den unterschiedlichen Traditionen zu tun, die etwa in der Sintflut-Erzählung zusammengebracht werden. Es sind, mit anderen Worten, Antwort-Versuche, ein Tasten und Erproben, Angebote zumal, die uns anregen können, unsererseits nach Antworten zu suchen. Oder erst einmal zu prüfen, ob wir das Bild, das der Mythos von Mensch und Welt und Gott malt, verstehen und annehmen können. Man darf Angebote ja bisweilen auch ablehnen.

Eine wohlgemute und gut verdauliche Theologie von Schöpfung und Natur und Umwelt findet ihr biblisches Material ja zumal im ersten Schöpfungsbericht: Der Gott des Mythos, der dort spricht, ist mit sich und der Welt zufrieden: „es werde, es ist, und es ist gut, ja, es ist gut, nein, es ist sogar sehr gut“ – 15 Punkte, eins komma null, alles bestens – weiter im Text. Ein selbst-gefälliger und selbst-

zufriedener Gott wird uns da vor Augen gestellt, und etwas von der Selbstfälligkeit und Selbstzufriedenheit Gottes fällt auch auf uns Menschenkinder ab (d.h. homo sapiens sapiens; die Nachbarn von der anderen Rheinseite zählen wir ja wohl nicht dazu, oder doch?): Wir sind ja, männlich, weiblich, oder, nun wohl auch Gott sei Dank, divers, zu seinem Bilde geschaffen.

Bürste ich den Text zu sehr gegen den Strich, wenn ich sage: Der Gott, der hier gezeigt wird und spricht, ist eine Karikatur dessen, was „Gott“ heißen könnte? Sollte da so sein, dann wäre allerdings auch die Rede von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen kaum ohne Ironie oder einen gewissen Sarkasmus zu hören. Ob das Absicht des Textes ist? Naja, vielleicht doch nicht.

Jedenfalls, schauen wir uns um, schauen wir einander an, schauen wir uns selbst im Spiegel an, so will uns die Rede von unserer Gottesebenbildlichkeit, so will uns die Auffassung, wir seien gewissermaßen die sichtbaren Zeichen Gottes in der Welt, nicht immer und öfter nur sehr schwer und oft gar nicht über die Lippen kommen. Oft müssen wir uns schlicht schämen, erwachsene und freie und vernünftige Menschen, die wir sind.

Und was ist das für ein vorausschauender Gott, der, nur ein paar Jahrhunderte später, wenn ich richtig zähle, neun Generationen in der Rechnung des Mythos, der nur wenig später das alles, was er geschaffen hat, bitter bereut, etwa wie ein Kind, das ein Lego- Haus, das es mühevoll zusammengesteckt hat, dann, in einem Anfall von Wut und Enttäuschung über das Geschaffene, wieder in Einzelteile schlägt? Wer mit dem Mythos den Schöpfer bekennt, muss den Zerstörer gleich mit sagen. Immerhin, es bleiben ein paar Lego-Steine übrig, aus denen sich etwas Neues bauen lässt – in der Sprache des Mythos sind das Noah, ein „Gerechter“ in seiner Generation, seine Familie, und ein Paar, oder dreieinhalb Paar, von allen Tieren. Die Fische lassen wir mal außen vor.

Eines scheint mir festzustehen: Der Gott, von dem der Mythos anfängt zu erzählen, ist kein moralischer Gott – wann würde er das in der Bibel je? In vielem handelt dieser, jedenfalls für unsere Begriffe von Gut und Böse, mindestens rätselhaft, vielfach widersprüchlich oder, frei heraus gesagt, unmoralisch. In manchem erscheint er uns menschlich-allzumenschlich. Dies wird die Mythen und Erzählungen der ganzen Bibel ja noch erheblich beschäftigen; das Bekenntnis aber, dass Gott Mensch wurde, wird Gott einen hohen metaphysischen Preis kosten.

Ich verstehe gut, dass sich Menschen hier und heute von einem Gott lossagen, der, so erzählt der Mythos, erst einmal den Großteil der von ihm geschaffenen belebten Welt umbringt, bevor er mit wenigen doch Verschonten einen Neuanfang wagt, einen Gott, der zur Auffrischung der eigenen Erinnerung an

diese Entscheidung später noch das Zeichen des Regenbogens an den Himmel setzt. Ich verstehe gut, dass Menschen sich keinen Gott vorstellen können oder wollen oder wünschen, der von Noahs Zeiten an unendliches Leid in der Welt – menschengemachtes wie natürliches – bewirkt oder zulässt oder nicht verhindert; doch genau dies erzählt der Mythos von Anfang an.

Freilich: Was kommt dann, nach dem oft befreienden Abschied vom Gott des Mythos? Wie würde eine Erzählung lauten, die von Anfang an und im Grunde und schlussendlich ohne das Wort „Gott“ auskommt? Statt Gott vielleicht „Gaia“? Oder gar statt Gott Geschichte? Deus sive natura, lautet da ein Angebot aus der Geistesgeschichte: „Gott ist ein anderes Wort für die Natur“. Und so gehen wir frohgemut in die Wälder, Wiesen und Auen und suchen dort Ausgleich, Erhebung, Erbauung. Das verstehe gut, und ich tue dies auch.

Aber ist das letztlich plausibel? Was, wenn in dem Wald unseres Sonntagsspaziergangs plötzlich ein Rudel Wölfe auftaucht – oder gar ein Problem-Bär? Was, wenn sich die Natur als gleich-gütig gegenüber den Tieren und Menschen zeigt, die aus und in ihr leben? Vieles, aber nicht alles, was die Natur dem Lebendigen zumutet und zufügt, ist menschengemacht. Muss am Erdbeben von Lissabon oder am Tsunami im Indischen Ozean nicht jede Theodizee des Gottes, der ein Wechselbegriff für Natur ist, scheitern?

Ich meine, genau diese Frage stelle uns der Mythos vom ersten Tsunami, der Sintflut, der ein paar entkommen, die meisten aber nicht. Und den Antwort-Versuch, den die Erzählung bietet – und es ist dies: ein Antwort-Versuch, keine Tatsachenaussage – der Antwort-Versuch ist tastend, er führt nicht zu einer philosophisch-logisch stimmigen Antwort, die es auf die Theodizee-Frage auch gar nicht geben kann, wenn sie denn nach der Gerechtigkeit Gottes – und nicht eines menschengemachten Götzen – fragt.

Wie aber lautet die Antwort?

Zum ersten ist da das Opfer des Noah – ein geradezu mustergültiges Opfer, schon im Sinne der ersten biblisch-jüdischen Torot für das rechte Brandopfer in Levitikus 1. Ein solches rechtes Opfer muss dem Gott, von dem der Mythos erzählt, „wohlgefällig“ sein (im hebräischen Text steckt hier wohl eines von mehreren Wortspielen mit dem Namen Noahs in der Sintflut-Geschichte); Gott muss das Opfer annehmen, will er nicht gleich den nächsten Selbst-Widerspruch produzieren. Wir können diesen Verweis natürlich auch umgekehrt lesen und sagen: Was die Tora vom Sinai, wieder ein paar mythische und geschichtliche Jahrhunderte später, anordnet, ist im Grunde das rechte Opfer Noahs, welches – nach dem Tsunami – wieder die Verbindung zu Gott sucht und findet. Niemand hat Noah das befohlen, niemand hat ihm eine Gebrauchsanweisung für das

rechte und Gott wohlgefällige Opfer gegeben, unser Mann scheint ein religiöses Natur-Talent zu sein. Und anders als bei Kain und Abel geht die Sache nun gut: Während Gott die Kräuter Kains nicht mochte, gefällt ihm der Duft dieses Tier-Opfers sehr; er nimmt das Opfer an, die Verbindung ist, nach der Katastrophe, wieder hergestellt, es kann weitergehen, auch wenn der Mensch, so wie er in der Regel nun einmal ist, weder gerecht noch fromm ist, sondern böse von Jugend auf.

Doch ist mit dem Opfer Noahs schon angezeigt, was dann im folgenden Kapitel noch ausdrücklich erzählt wird: Der Graben zwischen Mensch und Tier ist nun besiegelt, das Tor zum Paradies ist ins Schloss gefallen und wird sich nicht wieder öffnen in der ganzen biblischen Geschichte; dieselben Tiere, die mit Noah und den Seinen noch in einem Boot saßen, werden nun exemplarisch zum Objekt, zur Opfermaterie: Furcht und Schrecken, so sagt es gleich Gen 9,2, wird nun die Tierwelt vor ihrem Mitgeschöpf, dem Menschen, erfüllen, und das ist eine Wahrheit – eine bittere Wahrheit fürwahr! – des Mythos bis heute: Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf, so heißt es in den „Eseleien“ des Plautus – und, so heißt es in der Genesis, der Mensch ist dem Tier eben – ein Mensch!

Auch das Opfer Noahs, liebe Schwester und Brüder, gehört noch zur Sprache des Mythos, und die lange Geschichte unserer jüdischen und christlichen und auch islamischen Gottes-Mythologie hat uns, die wir Kinder Abrahams, allesamt dazu geführt, dass wir Gott keine Opfer mehr bringen. Einer interreligiös interessierten Theologie, oder auch einer evolutionären Betrachtung von Religion, ist damit eine höchst spannende Aufgabe gestellt, die über die geschichtliche Rekonstruktion hinausgeht. Also nicht nur: Wie kommt es? Sondern auch: Was bedeutet es, dass die drei großen Glaubensweisen, die sich auf den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs beziehen, ohne das Gott wohlgefällige Opfer auskommen? Die Arbeit am Mythos scheint hier mächtig gewesen zu sein, und sie macht es den drei Kindern Abrahams möglich, nicht nur keine Menschen, sondern auch keine anderen Lebewesen für die Gottheit zu töten.

Das Opfer Noahs, und, kurz darauf erzählt, die Erlaubnis zum Fleischgenuss, das sind die Rahmenbedingungen des menschlichen Lebens, die Zugeständnisse Gottes an Noah und die Seinen nach der Flut. So kann es zunächst einmal weitergehen, soweit die neue Ordnung, von der Gott und Mensch hoffen mögen, sie könne nun Bestand haben. Nur das Blut, in dem das Leben ist, dies bleibt außerhalb der Verfügung des Menschen, es gehört ihm nicht, der Mensch hat nicht die Verfügung über dieses Leben, sei es dasjenige der Tiere, sei es das der

Mitmenschen. Opfern und Töten, ein dickes „Knäuel, das die Geschichte nicht entwirren kann“, so formuliert Roberto Calasso.²²

Freilich, wir sind noch nicht in der Zeit der Geschichte angelangt, wir stehen noch im mythischen Anfang. Zwar tritt der Mensch nun endgültig aus seiner Symbiose mit den anderen Schöpfungswerken, doch bleibt seine Herkunft unvergessen – so wie alles andere, was der Mythos erzählt, unvergessen ist. Und deswegen stehen die beiden Schöpfungsberichte der Genesis sinnhaft nebeneinander: Da der Mensch als Krone der Schöpfung und als Grund für höchste göttliche Zufriedenheit (die aber, wir sprachen davon, nicht von Dauer ist!) – und dort dann und daneben der Mensch als erste Frucht des Ackerbodens – „Adam“ kommt bekannt vom hebräischen adamah; ein „Erdling“ ist der Mensch.

Vielleicht haben wir den Fluch Gottes über Adam und Eva noch in den Ohren: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen. Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen.“ Und, by the way, lieber homo sapiens sapiens, vergiss es ja nicht, du kehrst dahin zurück, woher ich dich genommen habe, von Staub zu Staub, ein Erdling halt. Der Ackerboden, die adamah, ist dem Mythos also Segen und Fluch zugleich. Unser Leben ist nicht das Schlaraffenland, und nur eine überreiche Gesellschaft wie die unsere kann das eine Zeit lang aus den Augen verlieren und muss dann bisweilen erschreckt aus ihren Träumen aufwachen, wenn es die Wirklichkeit einmal nicht mehr gut meint mit uns. Mühe und Arbeit, Katastrophen und Hunger, das ist unser gemeinsames Los als Menschenkinder, die wir irdisch und irden sind, Erdlinge eben.

Doch es geht ja weiter, der Mythos vom Anfang ist nicht der Mythos des Endes vor aller Geschichte. Der Fluch über den Acker und seine Bearbeitung wird nicht zurückgenommen, aber er wird doch, so könnte man sagen, im Lauf der Erzählung um göttliche Ausführungsbestimmungen ergänzt: Der Acker bleibt immerhin Acker, er wird nicht zur ewigen Brache, er wird nicht zum Gottesacker und zum Totenfeld, er gibt seine Frucht, im Rhythmus von Saat und Ernte, im Rhythmus der Tage und der Monate und der Jahre. Und der Himmel wird gnädiger Weise in Zukunft mit Maßen Segen spenden, und das heißt: Wasser, Wärme, Licht.

Formulieren wir den Leitvers für unsere Predigt so, dann merken wir, dass uns selbst dieses Wort des Mythos, das Wort nach der Sintflut, nicht mehr leicht über die Lippen geht. Wir kommen von Erfahrungen her, wir blicken auf Ereignisse voraus, die genau dies: die Fruchtbarkeit des Ackers, den Ertrag des Bodens, den

²² Roberto Calasso, Die Glut. Aus dem Italienischen von Reimar Klein, München 2015, 383.

verlässlichen Wechsel der Jahreszeiten, in Frage stellen. Erzählte der Mythos vorher von dem auf immer verlorenen Paradies, in dem wir ewig Kinder geblieben wären, so spricht er jetzt von dem, was wir doch noch kennen und worauf wir gründen, von dem, was wir brauchen wie die Luft zum Atmen – das Kulturland, die Fruchtbarkeit des Ackers. Das Paradies können wir als einen schönen Traum belächeln, beim Kulturland wird es ernst. Der feste Grund, den das Wort des Mythos zu geben scheint, er ist uns schwankend geworden, auch dies allerdings gewiss nicht zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit.

Ich habe das selbst mehrfach bei einem mir sehr nahen Menschen festgestellt: Die Frau kam vom Lande, und mit Schmerzen nahm sie über die Jahre und Jahrzehnte wahr, wie das, was seit Generationen, auch für ihre Vorfahren, fruchtbarer Boden war, binnen weniger Jahre zum Baugrund wurde, für Fabriken zumal, aber auch für Wohnsiedlungen: „Das schöne Land“, konnte sie dann jammern. Wir Menschen tragen für das Kulturland und den Kulturwald Verantwortung, und nicht nur Klima und Pestizide und Monokulturen werden da zur Gefahr. Und als Frau vom Lande, für die der Wechsel von Saat und Ernte, die Abfolge der Jahreszeiten, den Lebensrhythmus auch dann noch prägte, als sie längst nicht mehr in ihrer Heimat lebte, meinte sie zu spüren, dass das Wetter und die Zeiten durcheinander gerieten, etwa, dass es zu früh im Jahr zu heiß wurde, oder dass zugleich zu viel und zu wenig Regen fiel. Dafür brauchte sie keine Statistiken.

Der feste Grund, den der Mythos legt, ist uns schwankend geworden, und das macht uns heute ängstlich und unruhig, auch wenn wir nicht mehr im Rhythmus des Kulturlandes leben, sondern in demjenigen der Geschäftsöffnungszeiten. Das „So ist es“ unseres Textes ist uns längst zur Frage geworden: „Bleibt es so?“, und diese Beunruhigung werden wir Erdlinge auf absehbare Zeit wohl nicht mehr los. Manchmal werden wir das Wort – es ist tatsächlich eines meiner Lieblingsworte in der Bibel – hören können als ein großes Versprechen des Lebens oder seines Grundes, dem wir uns anvertrauen. Manchmal aber werden es hören als Tasten und Erproben der Erzählung, ein Angebot, das wir ablehnen müssen angesichts der Lage.

Aber auch das ist noch immer nicht Geschichte, liebe Schwestern und Brüder, auch das ist noch die Erzählung des Mythos. Die Geschichte, unsere Geschichte, und unsere Geschichte mit Gott, beginnt erst später, sie beginnt erst damit, dass unser Vorvater Abraham den Ruf vernimmt, Familie und Freunde und Heimat zu verlassen und ins Ungewisse aufzubrechen, nicht auf den Mythos vom Anfang vertrauend, sondern auf eine verheißungsvolle Zukunft.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird eure Herzen und Sinne in Christus Jesus bewahren. Amen

„Wir haben ... diesen Schatz in irdenen Gefäßen, ... aber wir verzagen nicht“:

2. Kor 4,6-10

Prof. Dr. Cornelia Richter

30. Januar 2022, letzter Sonntag nach Epiphania

Predigt im Semestererschlussgottesdienst

Liebe Gemeinde,

der heutige Predigttext ist ebenfalls eine Variation des Schöpfungsthemas. Er steht in 2 Kor 4,6-10²³:

„Denn Gott, der da sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, dass die Erleuchtung entstünde zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi. Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, auf dass die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns. Wir sind von allen Seiten bedrängt, aber wir ängstigen uns nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. Wir tragen allezeit das Sterben Jesu an unserm Leibe, auf dass auch das Leben Jesu an unserm Leibe offenbar werde.“ Amen.

Liebe Gemeinde,

Paulus und die Gemeinde in Korinth. Zerrüttete Verhältnisse, so könnte man sagen und der Text zieht uns sofort mitten ins Geschehen: Paulus hatte die Gemeinde in Korinth vor einiger Zeit besucht und dabei hatte es Streit gegeben. So ganz genau wissen wir nicht, wer angefangen hat, aber im Kern ging es um die Frage der rechtmäßigen Verkündigung – wer ist dafür zuständig? Wer darf sich hinstellen und anderen von der Herrlichkeit Gottes erzählen? Paulus war von der Botschaft des Evangeliums getrieben, er wollte die frohe Botschaft nicht nur vor der eigenen Haustür weitergeben, sondern er wollte sie in die Welt bringen. Seine Reisen haben allerdings gezeigt, dass die Verkündigung des Evangeliums keine leichte Sache ist, sondern Konflikte hervorruft, die bis zu Misshandlung, Not, Verfolgung und Angst, ja bis zur Todesangst, gehen. Innerhalb der Gemeinden gibt es Identitätskonflikte, nach außen hin haben Legitimitätskonflikte eine lebensbedrohliche Dimension angenommen.

Im 1. Korintherbrief hatte sich Paulus auf Konflikte innerhalb der Gemeinde selbst bezogen. Im 2. Korintherbrief, der möglicherweise zwei unterschiedliche Briefe des Paulus umfasst, geht es um Paulus als Person: Ein spätberufener Quereinsteiger, von der Statur her nicht gerade ein gestandenes Mannsbild, rhetorisch eine Niete, kommunikativ mäßig, von Verfolgung und Bedrohung

²³ Der biblische Text wird gelesen von stud. theol. Paul Hector, bei den anderen Texten sind die studentischen Sprecherinnen je an der Stelle genannt.

persönlich gezeichnet – und sowas soll ein Apostel sein? Müsste ein Apostel nicht eher als überzeugender Redner, als charismatischer Manager und Idealtyp des erlösten Christenmenschen auftreten? Ja, noch mehr, müsste man nicht sagen: Einer, der so sehr mit persönlicher Diffamierung zu kämpfen hat, mit Mobbing bis hin zu erfahrener Gewalt und Todesangst, so einem sei die Gnade Gottes doch wohl nicht zuteilgeworden?

Es ist ein perfider Gedanke, der da im Hintergrund aufzieht: Müsste man den Apostel nicht an seinem Erfolg erkennen? Müsste er nicht ein selbstsicherer, sozial etablierter, glücklicher und in sich ruhender Mensch sein? Müsste er als Mensch des Glaubens nicht vor solchen Krisen gefeit sein? Solche Erwartungen gibt es bis heute und es ist kein Wunder, dass sie Paulus in Rage bringen. Nicht nur, weil sie ihn persönlich angreifen und seinen Ruf schädigen. Sondern weil Paulus das für theologischen Unsinn hält. Er sieht es genau umgekehrt: Wie bei Christus selbst ist es das Leiden, sagt er, das seine Botschaft umso eindrücklicher macht.

An der Stelle ist freilich Vorsicht geboten! Paulus sagt das nicht, weil ein leidender Christ ein besserer Christ sei. Auch nicht, weil das Leiden eine Art Pflicht der Christ*innen sei. Schon gar nicht, weil das Leiden in irgendeiner Weise erstrebenswert sei. All das dürfen wir getrost zu den Pervertierungen des christlichen Glaubens zählen. Friedrich Nietzsche hat diesem Problem schon 1883 ein eindrückliches Denkmal gesetzt, in: „Also sprach Zarathustra“:

[Jana Puschke:]

*Oh seht mir doch diese Hütten an, die sich diese
Priester bauten! Kirchen heissen sie ihre süsduftenden
Höhlen.*

*Oh über diess verfälschte Licht, diese verdumpfte
Luft! Hier, wo die Seele zu ihrer Höhe hinauf –
nicht fliegen darf!*

*Sondern also gebietet ihr Glaube: „auf den Knien
die Treppe hinan, ihr Sünder!“*

Eine fatale Wirkungsgeschichte, für die wir uns nur zutiefst schämen dürfen. Aber genau das will Paulus nicht. Ihm geht es weder um eine Verherrlichung des Leidens noch um ein Möchtegernheldentum. Stattdessen sagt er: In all dem Leid, das er als Apostel erfährt, in all dem zeigt sich: Der Apostel ist nur ein irdenes Gefäß. Ein Gefäß aus Ton, leicht zerbrechlich. Deshalb ist es auch nicht er selbst, der für die Wirkung des Evangeliums sorgt. Sondern die Wirkung des Evangeliums, die Kraft, die Macht und Herrlichkeit des Evangeliums, sie ist ein Schatz, der einzig Gott zu verdanken ist:

„Wir aber haben diesen Schatz in irdenen Gefäßen, auf dass die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns. Wir sind von allen Seiten bedrängt, aber wir ängstigen uns nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um.“

Soweit Lesart 1: Paulus und die Korinther. Bis zu diesem Punkt, liebe Gemeinde, war die Vorbereitung für den heutigen Gottesdienst gediehen. Mit dem nächsten Satz hätte ich das Gespräch eröffnet, mit unserer neuen Kollegin in Bonn, Professorin Christiane Woopen, Medizinerin und Philosophin, Expertin für Ethik und seit diesem Semester Inhaberin der Heinrich-Hertz-Professur im Transdisziplinären Forschungsbereich „Individuen, Institutionen und Gesellschaften“. An der Universität Bonn gründet sie das neue „Center for Life Ethics“ und deshalb hätten wir den Text nun einer zweiten Lesart angeschaut:

Was heißt es eigentlich aus ethischer Perspektive, über Schöpfung und Anthropologie zu sprechen? Was heißt es aus ethischer Perspektive, so auf den Menschen zu schauen, dass wir ihn als irdisches Gefäß betrachten, aus Ton, leicht zerbrechlich? Was denkt eine Philosophin und Ethikerin, wenn Paulus von Bedrängung, Verfolgung und Unterdrückung spricht, in denen der Mensch gleichwohl nicht umkommt? Hält die Ethikerin das für eine Utopie? Hält sie es für einen Euphemismus? Und umgekehrt: Was wäre aus ethischer Sicht zu tun, damit sich Menschen in Bedrängnis nicht ängstigen? Was wäre zu tun, damit sich verfolgte Menschen nicht verlassen fühlen? Wie wäre zu verhindern, dass unterdrückte Menschen nicht umkommen?

All das hätten wir gemeinsam bedenken wollen, aber wie Sie inzwischen vermutlich bemerkt haben, müssen wir diese Fragen vertagen. In der Familie von Kollegin Woopen hat es in diesen Tagen zwei Todesfälle gegeben, so dass sie heute nicht hier sein kann. Statt der Ethik nun also die Seelsorge. Es ist schon so, in unserem Menschsein, wie Matthias Claudius sagt:

[Jana Weber:]

*„Der Mensch lebt und besteht
nur eine kleine Zeit,
und alle Welt vergeht
mit ihrer Herrlichkeit.
Es ist nur einer ewig
und an allen Enden
und wir in seinen Händen.“*

Das war der Moment, liebe Gemeinde, an dem sich mir der Text noch einmal in einer ganz anderen Akzentuierung gezeigt hat: Viel eindringlicher ist mir in diesem Moment das Wort von den irdenen Gefäßen geworden. Aus Ton. Leicht zerbrechlich. Irden, in Scherben und am Ende Staub zu Staub.

Ich habe den Text noch einmal gelesen. Und mich erinnert: Der Text beginnt nicht mit unserer Zerbrechlichkeit, es geht gar nicht nur um den Konflikt in Korinth. Sondern Paulus hat diesen Text als Schöpfungstext geschrieben: „Denn Gott, der da sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, dass die Erleuchtung entstände zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi. Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen.“ Modern gesprochen ist das doch die reinste Ambiguitätstoleranz: Gen 1 wird aufgerufen, der große Schöpfungsmythos. Der Text, mit dem alles begründet wird, mit dem die großartige Gesamtheit des ersten Tags aufgerufen wird, der Text, in dem es um den Kosmos als Grund allen Lebens geht. Eine Schöpfungskraft, die jeder menschlichen Schaffenskraft kategorial übergeordnet ist. Wir haben Gottes Antwort an Hiob im Ohr: „Wo warst du, als ich die Erde gründete?“ Dieses Bild steht am Anfang unseres Textes. Aber zu diesem Bild gehört, dass Gott das Licht aus der Finsternis hat hervorleuchten lassen. So wie es in der Genesis überhaupt keinen Schöpfungsmythos gibt, in dem das Licht nicht von der Finsternis begleitet würde, der Tag nicht von der Nacht, und natürlich der Himmel nicht von der Erde. Dem Irdischen, dem leicht Zerbrechlichen. Wir wissen das. Die Schöpfungsmythen sind Lebenstexte, aber solche Lebenstexte, denen die Ambivalenz des Lebens bereits eingeschrieben ist.

Deshalb setzt sie sich logischerweise auch in uns Menschen fort, die Ambivalenz: Ja, wir sind irdische Gefäße. Aber nun wiederum: Nicht nur irdische Gefäße, sondern solche, denen Gott einen hellen Schein in die Herzen gegeben hat. Und zwar der Schein eben desjenigen Lichts, das zur Schöpfung selbst gehört: In uns selbst wirkt damit jene kategorial andere schöpferische Kraft, schreibt Paulus. Sie ist der Grund, weshalb wir auch dann der Angst nicht einfach ausgeliefert sind, wenn wir uns bedrängt fühlen. Weshalb wir nie völlig verlassen sind, auch wenn wir verfolgt sind. Weshalb wir auch dann nicht umkommen, wenn wir unterdrückt sind. Was Paulus hier beschreibt, ist eine konstruktive Wahrnehmung der Ambivalenz des Lebens, es ist eine Ambiguitätstoleranz, die uns mit den biblischen Texten, mit unseren Liedern, mit der christlichen Dichtung zutiefst zu eigen werden darf. Denn wenn wir genau hinschauen: Beim Irdenen, beim Staub, bei den leeren Händen und beim Vergehen bleibt kein einziger unserer Texte stehen.

Nicht einmal Nietzsche, denn sogar er sehnt sich im „Zarathustra“ nach den fröhlicheren Christen:

[Jana Puschke:]

*„Bessere Lieder müssten sie mir singen, dass ich
an ihren Erlöser glauben lerne: erlöster müssten mir
seine Jünger aussehen!“*

Selbst Nietzsche weiß, dass der christliche Glaube mehr kann als im trostlosen Leid zu versinken. Auch bei Matthias Claudius dominiert nicht die Traurigkeit: Zwar lebt und besteht der Mensch nur eine kleine Zeit, zwar vergeht alle Welt mit ihrer Herrlichkeit, aber am Ende ist einer Ewig und an allen Enden und wir in seinen Händen. Und sogar in dem Lied, das wir oft bei Beerdigungen singen (EG 382), in dem Huub Oosterhuis mit den Psalmen mit den leeren Händen beginnt, rufen wir nach dem Gott, der Zukunft verheißt.

[Jana Weber:]

*„Sprich du das Wort, das tröstet und befreit und das mich führt in deinen großen
Frieden. Schließ auf das Land, das keine Grenzen kennt, und lass mich unter deinen
Kindern leben. Sei du mein täglich Brot, so wahr du lebst. Du bist mein Atem, wenn ich
zu dir bete.“ (EG 382, 3. Strophe)*

Welchen Text wir auch lesen, von Paulus bis in die Gegenwart, immer haben wir eine realistische, an der Ambivalenz von Licht und Finsternis geschulte Lebensweisheit vor uns. Und zwar so, dass es nicht bei der Ambiguitätstoleranz bleibt. Sie ist zwar wichtig, weil sie uns im Alltag die Höhen und Tiefen des Lebens zu unterscheiden und zu verstehen hilft. Aber mit der Toleranz gegenüber Ambivalenz und Ambiguität allein wäre es noch nicht getan. Was wir zusätzlich dringend nötig haben, ist eine solche Ambiguitätstoleranz, der die Hoffnungsperspektive von vornherein eingeschrieben ist: Ambiguitätstoleranz mit inkludierter Hoffnung sozusagen. Mit einer Hoffnung, die wir uns nicht ausdenken, sondern die uns aus den Texten entgegenkommt, die zum Zeugnis des christlichen Glaubens gehört. Eine Hoffnung, von der Menschen seit Generationen getragen sind. Nur deshalb sind die Ambivalenzen des menschlichen Lebens in unserer Tradition auszuhalten, weil ihre Worte vom Bewusstsein von Gottes schöpferischer Kraft her geschrieben sind, weil sie dieser Kraft in unserem Leben vertrauen und deshalb in jeder noch so düsteren Finsternis das Licht vor Augen haben. Was für eine großartige, tröstliche Verheißung – auch wir dürfen uns ihr anvertrauen:

*„Wir aber haben diesen Schatz in irdenen Gefäßen, auf dass die überschwängliche Kraft
von Gott sei und nicht von uns. ... Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.“*

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.

Notizen: